



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.  
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postaufschlag 3 M. 75.  
Verleger: Ernst Schöner in Stuttgart.

**Inhalt:** 'Stechlin', Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Erzählung von H. Eiler. — Arnold Wedellin. In West und Süd von Otto Wedellin. — 'Eine Wandflucht nach Ost- und West', humoristische Erzählung von Kurt Weber (Fortsetzung). — Die Kriegsbahn in der preussischen Armee, von Otto Göttsche (Fortsetzung). — Anna Schöner-Brück. — Die Verführung des Frauenpublikums, von Richard Waldow. — Herzog Friedrich

Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin I. — In unheimlichen Bildern. — Schach. — Literatur. — Briefmappe.  
**Abbildungen:** Die Kaisermanöver bei Zollik. Kaiser Franz Joseph I. und Kaiser Wilhelm II. auf dem Paradeplatze, nach einer Momentaufnahme von Hofphotograph Erdelyi in Budapest. Der Sturm: Kettich der Schiffe auf der Insel Man, nach

dem Gemälde von Paul Bruders. — Die Wedellin-Wedellin, entworfen von Hans Sandreuter. — Kriegsbahn in der preussischen Armee, nach Abbildungen. — Aus dem alten Dillig, nach dem Gemälde von G. Simeonoff. — Anna Schöner-Brück. — Schloss Zollik, die Burg bei Zollik Zollik. — Gerzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin. — Aus Zollik Zollik: Der große Park von Zollik, nach Abbildungen.

## Stechlin.

Roman von  
Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Wurz vor elf, der Mond war inzwischen unter, brach man auf, und die Wagen fuhren vor, erst der stählerne Stahlschwagen, dann die Gundermannsche Kutsche; Martin aber, mit einer Stahllaterne, leuchtete dem Pastor über Vorhof und Wahlenbrücke fort, bis an seine ganz im Dunkel liegende Pforte. Gleich darauf zogen sich auch die drei Freunde zurück und stiegen, unter Vorantritt

Engelkes, die große Treppe hinauf, bis auf den Boden. Hier trennten sich Her und Gzako von Woldemar, dessen Zimmer auf der andern Flurseite gelegen war.

Gzako, sehr müde, war im Nu bettfertig. „Es bleibt also dabei, Her, Sie lagieren sich in dem Rosfotzimmer ein — wir wollen es ohne weiteres so nennen — und ich nehme das Himmelbett hier in Zimmer Nummer eins. Vielleicht wäre das umgekehrte richtiger, aber Sie haben es so gewollt.“ Und während er noch so sprach, schob er seine Stiefel auf den Flur hinaus, schloß ab und legte sich nieder.

Her war dementen mit seiner Plaidrolle beschäftigt, aus der er allerlei Toilettegegenstände her-

vorholte. „Sie müssen mich entschuldigen, Gzako, wenn ich mich noch eine Viertelstunde hier bei Ihnen aufhalte. Habe nämlich die Ungewohnheit, mich abends zu rasieren, und der Toiletteftisch mit Spiegel, ohne den es doch nicht gut geht, steht nun mal hier an Ihrem, statt an meinem Fenster. Ich muß also rüden.“

„Mir sehr recht, trotz aller Müdigkeit. Nichts besser, als noch ein bisschen aus dem Bett heraus plaudern können. Und dabei so warm eingemummelt. Die Betten auf dem Lande sind überhaupt das Beste.“

„Nun, Gzako, das freut mich, daß Sie so bereit sind, mir Quartier zu gönnen. Aber wenn Sie noch eine Plauderei haben wollen, so müssen Sie



Die Kaisermanöver bei Zollik; Kaiser Franz Joseph I. und Kaiser Wilhelm II. auf dem Paradeplatze. Nach einer Momentaufnahme von Hofphotograph Erdelyi in Budapest.

sich die Hauptsache selber leisten. Ich schneide mich sonst, was dann hinterher immer ganz schändlich aussieht. Uebrigens muß ich erst Schamm schlagen, und so lange wenigstens kann ich Ihnen Red' und Antwort stehen. Ein Glas nebenher, daß hier, außer der kleinen Lampe, noch diese zwei Leuchter sind. Wenn ich nicht Licht von rechts und links habe, komme ich nicht von der Stelle; das eine wackelt zwar (alle diese dünnen Silberleuchter wackeln), aber wenn gute Neben sie begleiten. . . Also strengen Sie sich an. Wie fanden Sie die Gundersmanns? Sonderbare Leute — haben Sie schon mal den Namen Gundersmann gehört?"

"Ja. Aber das war in Waldmeisters Brautjahrr."

"Wichtig; so wirkt er auch. Und nun gar erst die Frau! Der einzige, der sich sehen lassen konnte, war dieser Kugler. Ein Karabolespieler ersten Ranges. Uebrigens eierenes Kreuz."

"Und dann der Pastor."

"Aun ja, auch der. Eine ganz gezeichnete Nummer. Aber doch ein wunderbarer Heiliger, wie die ganze Sippe, zu der er gehört. Er hält zu Stöcker, sprach es auch aus, was neuerdings nicht jeder thut; aber der neue Luther, der doch schon gerade bedenklich genug ist — Majestät hat ganz recht mit seiner Beurteilung —, der geht ihm gewiß nicht weit genug. Dieser Lorenzen erscheint mir, im Gegentag zu seinen Jahren, als einer der allerjüngsten. Und zu verwundern bleibt nur, daß der Alte so gut mit ihm sieht. Freund Woldemar hat mir davon erzählt. Der Alte sieht ihn und sieht nicht, daß ihm sein geliebter Pastor den Ast abläßt, auf dem er sitzt. Ja, diese von der neuesten Schule, das sind die allerflümmsten. Immer Volk und wieder Volk, und mal auch etwas Christus dazwischen. Aber ich lasse mich so leicht nicht hinter Licht führen. Es läuft alles darauf hinaus, daß sie mit uns auf-räumen wollen, und mit dem alten Christentum auch. Sie haben ein neues, und das überlieferete behandeln sie despektierlich."

"Stann ich ihnen unter Umständen nicht ver-danken. Seien Sie gut, Mer, und lassen Sie Kon-ventikel und Partei mal beiseite. Das Lieberste, was einem da so vor die Klinge kommt, namentlich wenn Sie sich die Menschen ansehen, wie sie nun mal sind, ist doch sehr reparaturbedürftig, und auf solche Reparatur ist ein Mann wie dieser Lorenzen eben aus. Machen Sie die Probe. Die Lorenzen, die Gundersmann, und Ihren guten Glauben in Ehren, aber Sie werden diesen Gundersmann doch nicht über den Lorenzen stellen und ihn überhaupt nur ersthaft nehmen wollen. Und wie dieser Wasser-müller aus der Bretschneiderbrande, so sind die meisten. Phrasie, Phrasie. Mitunter auch Geschäß; oder noch Schlimmeres."

"Ich kann jetzt nicht antworten, Gzako. Was Sie da sagen, berührt eine große Frage, bei der man doch aufpassen muß. Und so mit dem Messer in der Hand, da verbietet sich's. Und das eine wacklige Licht hat ohnehin schon einen Dief. Erzählen Sie mir lieber was von der Frau von Gundersmann. Debattieren kann ich nicht mehr, aber wenn Sie plaudern, brauch' ich bloß zuzuhören. Sie haben ihr ja bei Tisch 'nen langen Vortrag gehalten."

"Ja. Und noch dazu über Matten."

"Nein, Gzako, davon dürfen Sie jetzt nicht sprechen; dann doch noch lieber über alten und neuen Glauben. Und gerade hier. In solchen alten Kasten ist man nie sicher vor Spul und Matten. Wenn Sie nichts andres wissen, dann bit' ich um die Geschichte, bei der wir heute früh in Gremmen unterbrochen wurden. Es schien mir was Pikantes."

"Ach, die Geschichte von der kleinen Stubbe. Ja, hören Sie, Mer, das regt Sie aber auch auf. Und wenn man nicht schlafen kann, ist es am Ende gleich, ob wegen der Matten oder wegen der Stubbe."

V.

Mer und Gzako waren so müde, daß sie sich, wenn nötig, über Spul und Matten weggeschlafen hätten. Aber es war nicht nötig, nichts war da, was sie hätte stören können. Kurz vor acht erschien Engelste mit einem alten fibernen Deckelzug, aus dem der Brauen heißen Wassers aufstieg, einem der wenigen Heilmittelsprüche, über die Schloß Stedlin

verfügte. Dazu bot er den Herren einen guten Morgen und stattete seinen Wetterbericht ab: Es gebe gewiß einen schönen Tag, und der junge Herr sei auch schon auf und gehe mit dem alten um das Mundell herum.

So war es denn auch. Woldemar war schon gleich nach sieben unten im Salon erschienen, um mit seinem Vater, von dem er wußte, daß er ein Fröhlich war, ein Familiengespräch über allerhand diffizile Dinge zu führen. Aber er war entschlossen, seinerseits damit nicht anzufangen, sondern alles von der Neugier und dem guten Herzen des Vaters zu erwarten. Und darin sah er sich auch nicht ge-tüßcht.

"Ah, Woldemar, das ist recht, daß du schon da bist. Nur nicht zu lang im Bett. Die meisten Langschläfer haben einen Knacks. Es können aber sonst ganz gute Leute sein. Ich weite, dein Freund Mer schläft bis neun."

"Nein, Papa, der gerade nicht. Wer wie Mer ist, kann sich das nicht gönnen. Er hat nämlich einen Verein gegründet für Frühgottesdienste, ab-wechselnd in Schönhausen und Zintenrug. Aber er ist noch nicht perfekt geworden."

"Freut mich, daß es noch hapert. Ich mag so was nicht. Der alte Wilhelm hat zwar seinen Volke die Religion wieder geben wollen, was ein schönes Wort von ihm war — alles, was er that und sagte, war gut — aber Religion und Landpartie, da-gegen bin ich doch. Ich bin überhaupt gegen alle falschen Mischungen. Auch bei den Menschen. Die reine Masse, das ist das eigentlich Legitime. Das andre, was sie nebenher noch Legitimität nennen, das ist schon alles mehr künstlich. Sage, wie sieht es denn eigentlich damit? Du weißt schon, was ich meine."

"Ja, Papa . . ."

"Nein, nicht so; nicht immer bloß ja, Papa. So fängt du jedesmal an, wenn ich auf dies Thema komme. Da liegt schon ein halber Meßus drin, oder ein Sinausschieben, ein Abwartemollen. Und damit kann ich mich nicht befremden. Du bist jetzt zwei-unddreißig, oder doch beinahe, da muß der mit der Fackel kommen; aber du tadelst (verzeih den Kalauer; ich bin eigentlich gegen Kalauer, die sind so mehr für Handlungsreisende) — du tadelst, sag' ich, und ist kein Ernst dahinter. Und so viel kann ich dir außerdem sagen, deine Tante Sanctissima drüben in Kloster Bus, die wird auch schon ungeduldig. Und das sollte dir zu denken geben. Nicht hat sie zeit-lebens falsch behandelt; wie stimmt eben nie zu-sammen und konnten auch nicht, denn so halb Königin Elisabeth, halb Kaffeewechter, das is' 'ne Melange, mit der ich mich nie habe befreundet können. Ihr drittes Wort ist immer ihr Rentmeister Fir, und wäre sie nicht sechsundsiebzig, so erfänd' ich mir eine Geschichte dazu."

"Nach es gnädig, Papa. Sie meint es ja doch gut. Und mit mir nun schon ganz gewiß."

"Gnädig machen? Ja, Woldemar, ich will es versuchen. Nur fürh' ich, es wird nicht viel dabei herauskommen. Da heißt es immer, man solle Familiengefühl haben, aber es wird einem doch auch zu blutauer gemacht, und ich kann umgekehrt der Versuchung nicht widerstehen, eine richtige Famillienkritik zu üben. Adelheid fordert sie geradezu heraus. Andererseits freilich, in dich ist sie wie ver-narrt, für dich hat sie Geld und Liebe. Was davon wichtiger ist, siehe dahin; aber so viel ist gewiß, ohne sie wär' es überhaupt gar nicht gegangen, ich meine dein Leben in meinem Regiment. Also wir haben ihr zu danken, und weil sie das gerade so gut weiß, wie wir, oder vielleicht noch ein bißchen besser, gerade deshalb wird sie ungeduldig; sie will Thaten sehen, was vom Weiberstandpunkt aus allemal so viel heißt wie Verheiratung. Und wenn man will, kann man es auch so nennen, ich meine Thaten. Es ist und bleibt ein Heroismus. Wer Tante Adelheid ge-heiratet hätte, hätte sich die Tapferkeitsmedaille ver-dient, und wenn ich schändlich sein wollte, so sagte ich das Eiserne Kreuz."

"Ja, Papa . . ."

"Schon wieder ja, Papa. Nun, meinethwegen, ich will dich schließlich in deiner Lieblingswendung nicht stören. Aber bekenne mir nebenher — denn das ist doch schließlich das, um was sich's handelt — liegt du mit was im Aufschlag, hast du was auf dem Storn?"

"Ja, Papa . . ."

"Nein, nicht so; nicht immer bloß ja, Papa. So fängt du jedesmal an, wenn ich auf dies Thema komme. Da liegt schon ein halber Meßus drin, oder ein Sinausschieben, ein Abwartemollen. Und damit kann ich mich nicht befremden. Du bist jetzt zwei-unddreißig, oder doch beinahe, da muß der mit der Fackel kommen; aber du tadelst (verzeih den Kalauer; ich bin eigentlich gegen Kalauer, die sind so mehr für Handlungsreisende) — du tadelst, sag' ich, und ist kein Ernst dahinter. Und so viel kann ich dir außerdem sagen, deine Tante Sanctissima drüben in Kloster Bus, die wird auch schon ungeduldig. Und das sollte dir zu denken geben. Nicht hat sie zeit-lebens falsch behandelt; wie stimmt eben nie zu-sammen und konnten auch nicht, denn so halb Königin Elisabeth, halb Kaffeewechter, das is' 'ne Melange, mit der ich mich nie habe befreundet können. Ihr drittes Wort ist immer ihr Rentmeister Fir, und wäre sie nicht sechsundsiebzig, so erfänd' ich mir eine Geschichte dazu."

"Nach es gnädig, Papa. Sie meint es ja doch gut. Und mit mir nun schon ganz gewiß."

"Gnädig machen? Ja, Woldemar, ich will es versuchen. Nur fürh' ich, es wird nicht viel dabei herauskommen. Da heißt es immer, man solle Familiengefühl haben, aber es wird einem doch auch zu blutauer gemacht, und ich kann umgekehrt der Versuchung nicht widerstehen, eine richtige Famillienkritik zu üben. Adelheid fordert sie geradezu heraus. Andererseits freilich, in dich ist sie wie ver-narrt, für dich hat sie Geld und Liebe. Was davon wichtiger ist, siehe dahin; aber so viel ist gewiß, ohne sie wär' es überhaupt gar nicht gegangen, ich meine dein Leben in meinem Regiment. Also wir haben ihr zu danken, und weil sie das gerade so gut weiß, wie wir, oder vielleicht noch ein bißchen besser, gerade deshalb wird sie ungeduldig; sie will Thaten sehen, was vom Weiberstandpunkt aus allemal so viel heißt wie Verheiratung. Und wenn man will, kann man es auch so nennen, ich meine Thaten. Es ist und bleibt ein Heroismus. Wer Tante Adelheid ge-heiratet hätte, hätte sich die Tapferkeitsmedaille ver-dient, und wenn ich schändlich sein wollte, so sagte ich das Eiserne Kreuz."

"Ja, Papa . . ."

"Schon wieder ja, Papa. Nun, meinethwegen, ich will dich schließlich in deiner Lieblingswendung nicht stören. Aber bekenne mir nebenher — denn das ist doch schließlich das, um was sich's handelt — liegt du mit was im Aufschlag, hast du was auf dem Storn?"

"Papa, diese Wendungen erschrecken mich beinahe. Aber wenn denn schon so jägermäßig gesprochen werden soll, ja; meine Wünsche haben ein bestimmtes Ziel, und ich darf sagen, mich beschäftigen diese Dinge."

"Mich beschäftigen diese Dinge . . . Nimm mir's nicht übel, Woldemar, das ist ja gar nichts. Be-schäftigen! Ich bin nicht fürs Poetische, das ist für Gouvernanten und arme Lehrer, die nach Görders-dorf müssen (bloß, daß sie meistens kein Geld dazu haben), aber diese Wendung 'sich beschäftigen', das ist mir denn doch zu prosaisch. Wenn es sich um solche Dinge wie Liebe handelt (wiewohl ich über Liebe nicht viel günstiger denke wie über Poetie, bloß daß Liebe doch noch mehr Unheil anrichtet, weil sie noch allgemeiner auftritt) — wenn es sich um Dinge wie Liebe handelt, so darf man nicht sagen, ich habe mich damit beschäftigt! Liebe ist doch schließlich immer was Fortes, sonst kann sie sich ganz und gar begraben lassen, und da wärst' ich denn doch etwas von dir hören, was ein bißchen wie Leidenschaft aussieht. Es braucht ja nicht gleich was Schreckliches zu sein. Aber so ganz ohne Stimulus, wie man, glaub' ich, jetzt sagt, so ganz ohne so was geht es nicht; alle Menschheit ist darauf ge-stellt, und wo's einschläft, ist so gut wie alles vorbei. Nun weiß ich zwar recht gut, es geht auch ohne uns, aber das ist doch alles bloß etwas, was einem von Verstandes wegen aufgeschwungen wird; das egoistische Gefühl, das immer unrecht, aber auch immer recht hat, will von dem alles wissen und besteht darauf, daß die Stedlin weiterleben, wenn es sein kann, in aeternum. Gwig weiterleben; — ich räume ein, es hat ein bißchen was Komisches, aber es geht wenig ernste Saden, die nicht auch eine komische Seite hätten . . . Also dich, beschäftigen diese Dinge. Kannst du Namen nennen? Auf wem haben Gurer Hobeit Augen zu ruhen gerührt?"

"Papa, Namen darf ich doch nicht nennen. Ich bin meiner Sache noch nicht sicher genug, und das ist auch der Grund, warum ich Wendungen gebraucht habe, die dir nächstern und prosaisch erscheinen sind. Ich kann dir aber sagen, ich hätte mich lieber anders ausgebrüht; nur darf ich es noch nicht. Und dann weiß ich ja auch, daß du selber einen abergläubischen Zug hast und ganz anfrichtig davon ausgeht, daß man sich kein Glück verdienen kann, wenn man zu früh oder zu viel davon spricht."

"Brav, brav. Das gefält mir. So ist es. Wir sind immer von neidischen und boshaften Wesen mit Fuchschwänzen und Fiebermausfingeln umfellt, und wenn wir renommieren oder sicher thun, dann lachen sie. Und wenn sie erst lachen, dann sind wir schon so gut wie verloren. Mit untrer eignen Straft ist nichts gethan, ich habe nicht den Großhalm sicher, den ich hier ausreike. Demut, Demut . . . Aber trotzdem komm' ich dir mit der naiven Frage (denn man widerspricht sich in einem fort), ist es was Vornehmeres, was Vornehmes?"

"Riffen, Papa, will ich nicht sagen. Aber vornehm gewiß."

"Na, das freut mich. Falsche Vornehmheit ist mir ein Greuel; aber richtige Vornehmheit, — a la bonne heure. Sage mal, vielleicht was vom Hofe?"

"Nein, Papa."

"Na, desto besser. Aber da kommen ja die Herren. Der Mer sieht wirklich verbenbelt sich aus, ganz das, was wir früher einen Garbe-Meffor nannten. Und fromm, sagt du, — wird also wohl Karriere machen; fromm' is wie 'ne untergelegte Hand."

Während dieser Worte stiegen Mer und Gzako die Stufen zum Garten hinunter und begrüßten den Alten. Er erkundigte sich nach ihren nächtlichen Schicksalen, freute sich, daß sie "durchgeschlafen" hätten, und nahm dann Gzafos Arm, um vom Garten her auf die Veranda, wo Engelste witter-weise unter der großen Marquise den Frühstücks-tisch hergerichtet hatte, zurückzuführen. "Darf ich bitten, Herr von Mer." Und er wies auf einen Garten-stuhl, ihm gerade gegenüber, während Woldemar und Gzako links und rechts neben ihm Platz nahmen. "Ich habe neuerdings den Thee eingeführt, das heißt nicht obligatorisch; im Gegentheil, ich persönlich bleibe lieber bei Kaffee, schwarz wie der Teufel, jaß wie die Sünde, heiß wie die Hölle, wie bereits

Tallenrand gesagt haben soll. Aber, Baron, daß ich Sie mit so was überhaupt noch belästige. Schon mein Vater sagte mal: 'Ja, wir auf dem Lande, wir haben immer noch die alten Wiener Stongkreiswige.' Und das ist nun schon wieder ein Menschenalter her."

"Ach, diese alten Stongkreiswige," sagte Ner verbindlich, "ich möchte mir die Bemerkung erlauben, Herr Major, daß diese alten Wige besser sind als die neuen. Und kann auch kaum anders sein. Denn wer waren denn die Verfasser von damals? Tallenrand, den Sie schon genannt haben, und Wilhelm von Humboldt und Friedrich Geng und ihrgleichen. Ich glaube, daß das Netier seitdem sehr herabgestiegen ist."

"Ja, herabgestiegen ist alles, und es steigt immer weiter nach unten. Das ist, was man neue Zeit nennt, immer weiter unten. Und mein Pastor, den Sie ja gestern Abend kennen gelernt haben, der behauptet sogar, das sei das Wahre, das sei das, was man Kultur nenne, daß immer weiter nach unten gestiegen würde. Die aristokratische Welt habe abgewirtschaftet, und nun komme die demokratische..."

"Sonderbare Worte für einen Geistlichen," sagte Ner, "für einen Mann, der doch die durch Gott gegebenen Ordnungen kennen sollte."

Dubslav lachte. "Ja, das befreit er Ihnen. Und ich muß bekennen, es hat manches für sich, trotzdem es mir nicht recht paßt. Im übrigen, wir werden ihn, ich meine den Pastor, ja wohl noch beim zweiten Frühstück sehen, wo Sie dann Gelegenheit nehmen können, sich mit ihm persönlich darüber auseinanderzusetzen; er liebt solche Gespräche, wie Sie wohl schon gemerkt haben, und hat eine kleine Lutherheimgang, sich immer auf das jetzt übliche: 'Hier sich' ich, ich kann nicht anders' auszuwirken. Müunter sieht es wirklich so aus, als ob wieder eine gewisse Mätrereitakt in die Menschen gefahren wäre, bloß ich traue dem Frieden noch nicht so recht."

"Ich auch nicht," bemerkte Ner, "weilens Renommisterei."

"Na, na," sagte Gzako. "Da hab' ich doch noch die letzten Tage von einem armen russischen Lehrer gelesen, der unter die Soldaten gesteckt wurde (sie haben da jetzt auch so was wie allgemeine Dienstpflicht), und dieser Mensch, der Lehrer, hat sich geweigert, eine Plüme loszugeben, weil das bloß Vorhölle sei zu Wort und Totschlag, also ganz und gar gegen das fünfte Gebot. Und dieser Mensch ist sehr geehrt worden, und zuletzt ist er gestorben. Wollen Sie das auch Renommisterei nennen?"

"Gehst will ich das."

"Herr von Ner," sagte Dubslav, "sollten Sie dabei nicht zu weit gehen? Wenn sich's ums Sterben handelt, da hört das Renommieren auf. Aber diese Sache, von der ich übrigens auch gehört habe, hat einen ganz andern Schlüssel. Das liegt nicht an der allgemein gewordenen Renommisterei, das liegt an Lehrertum. Alle Lehrer sind nämlich verriekt. Ich habe hier auch einen, an dem ich meine Studien gemacht habe; heißt Strippentapel, was allein schon was sagen will. Er ist grad um ein Jahr älter als ich, also runde siebenunddreißig, und eigentlich ein Brachtempplar, jedenfalls ein vorzüglicher Lehrer. Aber verriekt ist er doch."

"Das sind alle," sagte Ner. "Alle Lehrer sind ein Schrecknis. Wir im Kultusministerium können ein Lied davon singen. Diese Abo-paunter wissen alles, und seitdem Anno sechshundertzig der unfinnige Satz in die Mode kam, der preussische Schulmeister habe die Oesterreicher geschlagen! — ich meinerseits würde lieber dem Jüdnadelgewebe oder dem alten Steinweg, der alles nur kein Schulmeister war, den Preis zuerkennen — seitdem ist es vollends mit diesen Leuten nicht mehr anzuhalten. Herr von Stechlin hat eben von einem der Humboldts gesprochen; nun, an Wilhelm von Humboldt traue ich mich noch nicht recht heran, aber was Alexander von Humboldt konnte, das können sie nun schon lange."

"Da treffen Sie's, Herr von Ner," sagte Dubslav. "Genau so ist meiner auch. Ich kann nur wiederholen, ein vorzüglicher Mann; aber er hat den Prioritätswahnsinn. Wenn noch das Heisterman erfindet oder Edison Ihnen auf fünfzig Meilen eine Oper vorspielt, mit Getrampel und Händeklatschen

dazwischen, so weist Ihnen mein Strippentapel nach, daß er das vor dreißig Jahren auch schon mit sich rumgetragen habe."

"Ja, ja, so sind sie alle."

"Nebst dem... Aber darf ich Ihnen nicht noch von diesen gebildeten Schinken vorlegen?... Nebst dem mahnt mich Strippentapel daran, daß die Feststellung eines Vormittagsprogramms wohl an der Zeit sein dürfte; Strippentapel ist nämlich der geborene Cicerone dieser Gegenden, und durch Wolbemar weiß ich bereits, daß Sie uns die Freude machen wollen, sich um Stechlin und Umgebung ein klein wenig zu kümmern. Dorf, Kirche, Wald, See — um den See natürlich am meisten, denn der ist mir pisseo de resistance. Das andre gibt es wo anders auch, aber der See... Forensen erklärt ihn außerdem noch für einen richtigen Revolutionär, der gleich mitrumort, wenn irgendwo was los ist. Und es ist auch wirklich so. Mein Pastor aber sollte, beiläufig bemerkt, so was lieber nicht sagen. Das sind so Geistesrichtheiten, die leicht übel vermerkt werden. Ich persönlich laß' es laufen. Es gibt nichts, was mir so verhaßt wäre wie Polizeimahregeln, oder einem Menschen, der gern ein freies Wort spricht, die Kehle zuzuschneiden. Ich rede selber gern, wie mir der Schnabel gewachsen ist."

"Und verplaudert dich dabei," sagte Wolbemar, "und vergißt zunächst unser Programm. Im spätesten zwei müssen wir fort; wir haben also nur noch vier Stunden. Und Glosbow, ohne das es nicht gehen wird, ist weit und kostet uns wenigstens die Hälfte davon."

"Alles richtig. Also das Menü, meine Herren. Ich denke mir die Sache so. Erst (da gleich hinter dem Buranngänge) Besteigung des Aussichtsturms, — noch eine Anlage von meinem Vater her, die sich, nach Ansicht der Leute hier, vor dem um vieles schöner ausnahm als jetzt. Damals waren nämlich noch lauter bunte Scheiben da oben, und alles, was man sah, sah rot oder blau oder orangefarben aus. Und alle Welt hier war unglücklich, als ich diese bunten Gläser wegnehmen ließ. Ich empfand es aber wie 'ne Naturbelebung. Grün ist grün und Wald ist Wald... Also Nummer eins der Aussichtsturm; Nummer zwei Strippentapel und die Schule; Nummer drei die Kirche samt Kirchhof. Vierte schenken wir uns. Dann Wald und See. Und dann Glosbow, wo sich eine Glasindustrie befindet. Und dann wieder zurück und zum Abschluß ein zweites Frühstück, eine atmobische Bezeichnung, die mir aber trotzdem immer besser klingt als Lunch. Zweites Frühstück hat etwas ausgeprochen Beagliches und giebt zu verstehen, daß man ein crifes schon hinter sich hat... Wolbemar, dies ist mein Programm, das ich dir, als einem Eingeweihten, hiermit unterbreite. Ja oder nein?"

"Natürlich ja, Papa. Du triffst dergleichen immer am besten. Ich meinerseits mache aber nur die erste Hälfte mit. Wenn wir in der Kirche fertig sind, muß ich zu Forensen. Strippentapel kann mich ja mehr als erlegen, und in Glosbow weiß er all und jedes. Er spricht, als ob er Glasbläser gewesen wäre."

"Darf dich nicht wundern. Dafür ist er Lehrer im allgemeinen und Strippentapel im besonderen."

So war denn also das Programm festgesetzt, und nachdem Dubslav mit Engelfes Hilfe seinen noch ziemlich neuen weißen Filzhut, den er sehr schonte, mit einem wotanartigen schwarzen Filzhut vertauscht und einen schweren Eidenkord in die Hand genommen hatte, brach man auf, um zunächst auf den als erste Sehenswürdigkeit festgesetzten Aussichtsturm hinaufzusteigen. Der Weg dahin, seine hundert Schritte, führte durch einen sogenannten 'Roetenfeld'. "Ich weiß nicht," sagte Dubslav, "warum meine Mutter diesen etwas anspruchsvollen Namen hier einführte. Soviel mir bekannt, hat sich hier niemals etwas Betreffendes lassen, was zu dieser Anangerhöhung einer ehemaligen Tarnschleife hätte Veranlassung geben können. Und ist auch recht gut so."

"Warum gut, Papa?"

"Nun, nimm es nicht übel," lachte Dubslav. "Du sprichst ja, wie wenn du selber einer wärst. Im übrigen räum' ich dir ein, daß ich kein rechtes Urteil über derlei Dinge habe. Bei den Kärristieren

war keiner, und ich habe überhaupt nur einmal einen gesehen, mit einem kleinen Verdruß und einer Goldbrille, die er beständig abnahm und putzte. Natürlich bloß ein Männchen, klein und eitel. Aber sehr elegant."

"Elegant?" fragte Gzako. "Dann stimmt es nicht; dann haben Sie so gut wie keinen gesehen."

Unter diesem Gespräche waren sie bis an den Turm gekommen, der in mehreren Etagen und zuletzt auf bloßen Leitern aufstieg. Man mußte schwindelfrei sein, um gut hinaufzukommen. Oben aber war es wieder gefahrlos, weil eine feste Wandung das Podium umgab. Ner und Gzako hielten Umsicht. Nach Süden hin lag das Land frei, nach den drei andern Seiten hin aber war alles mit Waldmassen besetzt, zwischen denen gelegentlich die sich hier auf weite Meilen hinziehende Seentette sichtbar wurde. Der nächste See war der Stechlin.

"Wo ist nun die Stelle?" fragte Gzako. "Natürlich die, wo's spradelt und frubdelt."

"Sehen Sie die kleine Wuchtung da, mit der weißen Steinbank?"

"Jamoht; ganz deutlich."

"Nun, von der Steinbank aus keine zwei Bootslängen in den See hinein, da haben Sie die Stelle, die, wenn's sein muß, mit Jona telephoniert."

"Ich gäbe was drum," sagte Gzako, "wenn jetzt der Dahu zu frähen anfangt."

Diese kleine Aufmerksamkeit muß ich Ihnen leider schuldig bleiben und hab' überhaupt da nach rechts hin nichts andres mehr für Sie als die roten Fingelbächer, die sich zwischen dem Waldbrand und dem See wie auf einem Vorkwert hinziehen. Das ist Kolonie Glosbow. Da wohnen die Glasbläser. Und dahinter liegt die Glashütte. Sie ist noch unter dem alten Friesen entstanden und heißt die 'grüne Glashütte'."

"Die grüne? Das klingt ja beinah' wie aus 'nem Märchen."

"Ist aber eher das Gegenteil davon. Sie heißt nämlich so, weil man da grünes Glas macht, allergewöhnlichstes Flaschenglas. An Dubinglas mit Gebirgskrand dürfen Sie hier nicht denken. Das ist nichts für unsre Gegend."

Und damit kletterten sie wieder hinunter und traten, nach Passierung des Schloßhochs, auf den quadratischen Dorfplatz hinaus, an dessen einer Ecke die Schule gelegen war. Es mußte die Schule sein, das sah man an den offenstehenden Fenstern und den Malven davor, und als die Herren bis an den grünen Staketenzaun heran waren, hörten sie auch schon den prompten Schulgang da drinnen, erst die scharfe, kurze Frage des Lehrers und dann die sofortige Massenantwort. Im nächsten Augenblick, unter Vorantritt Dubslavs, betraten alle den Platz, und weil ein kleiner weißer Kläffer sofort fürchtbar zu bellen anfang, erziehen Strippentapel, um zu zeigen, was los sei.

"Guten Morgen, Strippentapel," sagte Dubslav. "Ich bring' Ihnen Besuch."

"Sehr schmeichelhaft, Herr Baron."

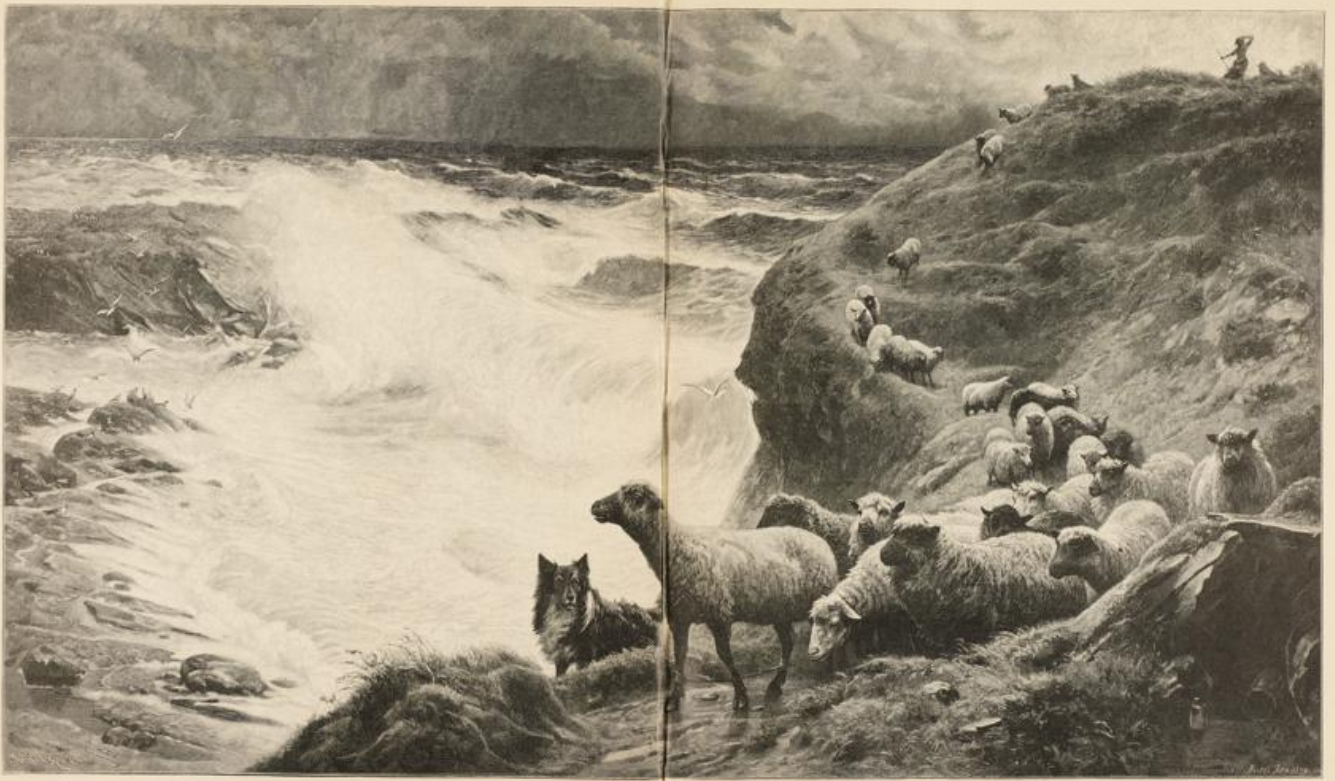
"Ja, das sagen Sie; wenn's nur wahr ist. Aber unter allen Umständen lassen Sie den Baron aus dem Spiel... Sehen Sie, meine Herren, mein Freund Strippentapel ist ein ganz eignes Haus. Alltags nennt er mich Herr von Stechlin (den Major unterschlägt er), und wenn er ärgerlich ist, nennt er mich 'gnäd'ger Herr'. Aber sowie ich mit Fremden komme, betitelt er mich Herr Baron. Er will was für mich thun."

Strippentapel, still vor sich hinstummelnd, hatte mittlerweile die Thür zu der seiner Schulkasse gegenüber gelegenen Wohnstube geöffnet und bat die Herren, einzutreten zu wollen. Sie nahmen auch jeder einen Stuhl in die Hand, aber fügten sich nur auf die Lehne, während das Gespräch zwischen Dubslav und dem Lehrer keinen Fortgang nahm. "Sagen Sie, Strippentapel, wird es denn überhaupt gehen? Sie sollen uns natürlich alles zeigen, und die Schule ist noch nicht aus."

"D, gewiß geht es, Herr von Stechlin."

"Ja, hören Sie, wenn der Hirt fehlt, rebelliert die Herde..."

"Nicht zu befürchten, Herr von Stechlin. Da war mal ein Burgemeister, achtundvierziger Zeit, Namen will ich lieber nicht nennen, der sagte mal: 'Wenn ich meinen Stiefel aus Fenster stelle, regier' ich die ganze Stadt.' Das war mein Mann."



Der sein Sturm: Abtrieb der Schafe auf der Felsklippe. Nach dem Gemälde von Hans Thoma.

„Nichtig; den hab' ich auch noch gekannt. Ja, der verstand es. Ueberhaupt immer in der Furcht des Herrn. Dann geht alles an besten. Der Hauptregente bleibt doch der Krüftkoff.“

„Der Krüftkoff.“ befragte Strippenskapel. „Und dann freilich die Belohnungen.“

„Belohnungen?“ lachte Dubslav. „Aber Strippenskapel, wo nehmen Sie denn die her?“

„O, die hat's schon, Herr von Stechlin. Aber immer mit Verschleidenheiten. Ist es was Kleines, so kriegt der Junge bloß 'nen Katzenfopp weniger, ist es aber was Großes, dann kriegt er 'ne Wabe.“

„'ne Wabe? Nichtig. Davon haben wir schon heute früh beim Frühstück gesprochen, als Ihr König auf den Tisch kam. Ich habe den Herren dabei gesagt, Sie wären der beste Juter in der ganzen Grafschaft.“

„In viel Ehre, Herr von Stechlin. Aber das darf ich sagen, ich verneh' es. Und wenn die Herren mir folgen wollen, um das Volk bei der Arbeit zu sehen — es ist jetzt gerade beste Zeit.“

Alle waren einverstanden, und so gingen sie denn durch den Park bis in Hof und Garten hinaus und nahmen hier Stellung vor einem offenen Stageschuppen, denn die Stöße fanden, nicht almodische Dienersörbe, sondern richtige Bienenhäuser, nach der Diersonschen Methode, wo man alles herausnehmen und jeden Augenblick in das Innere beuum hinein gucken kann. Strippenskapel zeigte denn auch alles, und Rex und Gasto waren ganz aufrichtig interessiert.

„Nun aber, Herr Lehrer Strippenskapel,“ sagte Gzato, „nun bitte, geben Sie uns auch einen Kommentar. Wie is das eigentlich mit den Bienen? Es soll ja was ganz Betondres damit sein.“

„Ist es auch, Herr Hauptmann. Das Bienenleben ist eigentlich feiner und vornehmer als das Menschenleben.“

„Feiner, das kann ich mir schon denken; aber doch nicht vornehmer. Was Vornehmeres als den Menschen giebt es nicht. Indessen, wie's damit auch sei, ja' oder nein, Sie machen einen nur immer neugieriger. Ich habe mal gehört, die Bienen sollen sich auf das Staatliche so gut verstehen; beinah' vorbildlich.“

„So ist es auch, Herr Hauptmann. Und eins ist ja da, worüber sich vielleicht reden läßt. Da sind nämlich in jedem Stod drei Gruppen oder Klassen. In Klasse eins haben wir die Königin, in Klasse zwei haben wir die Arbeitsbienen (die, was für alles Arbeitsvolk wohl eigentlich immer das beste ist, geschlechtslos sind), und in Klasse drei haben wir die Drohnen; die sind nämlich, worin zugleich ihr eigentlicher Beruf besteht. Denn im übrigen thun sie gar nichts.“

„Interessanter Staat. Gefällt mir. Aber immer noch nicht vorbildlich genug.“

„Und nun bedenken Sie, Herr Hauptmann. Winterlang haben sie so dagelesen und gearbeitet oder auch geschlafen. Und nun kommt der Frühling, und das erwachende neue Leben ergreift auch die Bienen, am mächtigsten aber die Klasse eins, die Königin. Und sie beschließt nun, mit ihrem ganzen Volk einen Frühlingsausflug zu machen, der sich für sie verhältniß sogar zu einer Art Hochzeitreise gestaltet. So muß ich es nennen. Unter den vielen Drohnen nämlich, die ihr auf der Fersie sind, wählt sie sich einen Begleiter, man könnte sagen einen Tänzer, der denn auch berufen ist, alsbald in eine noch intimere Stellung zu ihr einzurücken. Etwa nach einer Stunde kehrt die Königin und ihr Hochzeitszug in die beengenden Schranken ihres Staates zurück. Ihr Dasein hat sich inzwischen erfüllt. Ein ganzes Geschlecht von Bienen wird geboren, aber weitere Beziehungen zu dem bewussten Tänzer sind ein für allemal ausgeschlossen. Es ist das gerade das, was ich vorhin als fein und vornehm bezeichnet

habe. Bienenköniginnen lieben nur einmal. Die Bienenkönigin liebt und stirbt.“

„Und was wird aus der bevorzugten Drohne, aus dem Prinzessinnen-Tänzer, dem Prince-Consort, wenn dieser Titel ausreicht?“

„Dieser Tänzer wird ermordet.“

„Nein, Herr Lehrer Strippenskapel, das geht nicht. Unter dieser letzten Mitteilung bricht meine Begeisterung wieder zusammen. Das ist ja schlimmer als der Heineke Affa. Der stirbt doch bloß. Aber hier haben wir Ermordung. Sagen Sie, Rex, wie stehen Sie dazu?“

„Das monogamische Prinzip, woran doch schließlich unsere ganze Kultur hängt, kann nicht strenger und überzeugender demonstriert werden. Ich finde es grobhartig.“

Gzato hätte gern geantwortet; aber er kam nicht dazu, weil in diesem Augenblicke Dubslav darauf aufmerksam machte, daß man noch viel vor sich habe. Zunächst die Kirche. „Seine Hochwürden, der wohl eigentlich dabei sein mühe, wird es nicht übernehmen, wenn wir auf ihn verzichten. Aber Sie, Strippenskapel, können Sie?“

Strippenskapel wiederholte, daß er Zeit vollanz habe. Juden schlug die Säulnahr, und gleich beim ersten Schläge hörte man, wie's drinnen in der Klasse lebendig wurde und die Jungens in ihren Holzspantinen über den Park weg auf die Straße stürzten. Draußen aber stellten sie sich militärisch auf, weil sie mittlerweile gehört hatten, daß der gnädige Herr gekommen sei.

trug er eine Mütze von sonderbarer Form. In der Rechten aber hielt er einen ausgeschlitzten Kirchenschlüssel, der wie 'ne rostige Pistole aussah.

Der Weg bis zur Kirche war ganz nah. Und nun standen sie dem Portal gegenüber.

Rex, zu dessen Messort auch Kirchbauliches gehörte, setzte sein Vincenz auf und murmelte, „Sehr interessant. Ich lege das Portal in die Zeit von Bischof Luger. Prämonstratenser-Bau.“

Wenn mich nicht alles täuscht, Anlehnung an die Brandenburger Skulpte. Also sagen wir zwölfhundert. Wenn ich fragen darf, Herr von Stechlin, existieren Urkunden? Und war vielleicht Herr von Quast schon hier oder Geheimrat Adler, unter bester Steiner?“

Dubslav geriet in eine kleine Verlegenheit, weil er sich einer solchen Gründlichkeit nicht gewöhrt hatte. „Herr von Quast war einmal hier, aber in Wahlangelegenheiten. Und mit den Urkunden ist es gründlich vorbei, seit Wrangel hier alles niederbrannte. Wenn ich von Wrangel spreche, mein' ich natürlich nicht untern Vater Wrangel, der übrigens auch keinen Spieß verstand, sondern den Schillerischen Wrangel. . . Und außerdem, Herr von Rex, ist es so schwer für einen Laien. Aber Sie, Strippenskapel, was meinen Sie?“

Rex, über den plötzlich etwas von Dienstlichkeit gekommen war, suchte zusammen. Er hatte sich an Herrn von Stechlin gewandt, wenn nicht als ein einen Riffenden, so doch als ein einen Ebenbürtigen, und daß jetzt Strippenskapel aufgefordert wurde, das ent-

scheidende Wort in dieser Angelegenheit zu sprechen, wollte ihm nicht recht passend erscheinen. Ueberhaupt, was wollte diese Figur, die doch schon stark die Skulptur streifte. Schon der Bericht über die Bienen und namentlich was er über die Haltung der Königin und den Prince-Consort gesagt hatte, hatte so merkwürdig anzüglich geklungen, und nun wurde dies Schulmeister-Original auch noch aufgefordert, über bauliche Fragen und aus welchem Jahrhundert die Kirche stamme, sein Urteil abzugeben. Er hatte wohlweislich nach Quast und Adler gefragt, und nun kam Strippenskapel! Wenn man

durchaus wollte, konnte man das alles patriardhalisch finden; aber es mißfiel ihm doch. Und leider war Strippenskapel — der zu seinen sonstigen Sonderbarkeiten auch noch den ganzen Trost des Autodidakten gestellt — keineswegs angethan, die kleinen Unbequemlichkeiten, in die das Gespräch hineingeraten war, wieder glatt zu machen. Er nahm vielmehr die Frage Strippenskapel, was meinen Sie? ganz ernsthaft auf und sagte:

„Wollen verzichten, Herr von Rex, wenn ich unter Anlehnung an eine neuerdings erschienene Broschüre des Oberlehrers Lucheband in Templin zu widersprechen wage. Dieser Grafschaftswinkel hier ist von mehr medlenburgischem und adermärkischem als brandenburgischem Charakter, und wenn wir für unsre Stechliner Kirche nach Vorbildern forschen wollen, so werden wir sie wahrscheinlich in Kloster Himmelport oder Gramsee zu finden haben, aber nicht in Dom Brandenburg. Ich möchte hinzulegen dürfen, daß Oberlehrer Luchebands Aufstellungen, so viel ich weiß, unumstößlich geblieben sind.“

Gzato, der diesen aufklackernden Kampfe zwischen einem Ministerialassessor und einem Dorfschulmeister mit größtem Vergnügen folgte, hätte gern noch weitere Scheite herzutragen, Woldegar aber empfand, daß es höchste Zeit sei, zu intervenieren, und bemerkte: nichts sei schwerer, als auf diesem Gebiete Bestimmungen zu treffen — ein Satz, den übrigens sowohl Rex wie Strippenskapel abhaken zu wollen schienen — und daß er vorschlagen möchte, lieber in die Kirche selbst einzutreten, als hier draußen über die Säulen und Kapitelle weiter zu debattieren. Man fand sich in diesen Vorschlag, Strippenskapel



Die Böcklin-Medaille. Entworfen von Hans Sandreuter.

„Morgen, Jungens,“ sagte Dubslav, an einen kleinen Schwarzhaarigen herantretend. „Bist von Glogbow?“

„Nein, gnäd'ger Herr, von Dagow.“

„Na, lernst auch gut?“

Der Junge grünte.

• „Wann war denn Fehrbellin?“

„Achtzehnte Juni.“

„Und Leipzig?“

„Achtzehnter Oktober. Immer achtzehnter bei uns.“

„Das ist recht, Junge. . . Da.“

Und dabei griff er in seinen Rock und suchte nach einem Kiesel. „Sehen Sie, Hauptmann, Sie sind ein bißchen ein Spötter, so viel hab' ich schon gemerkt; aber so muß es gemacht werden. Der Junge weiß von Fehrbellin und von Leipzig und hat ein kluges Gesicht und steht Red' und Antwort. Und rote Backen hat er auch. Sieht er aus, als ob er einen Stammer hätte oder einen Gram ums Vaterland? Anstun. Ordnung und immer feste. Na, so lange ich hier bleibe, so lange hält es noch. Aber freilich, es kommen andre Tage.“

Woldegar lächelte.

„Na,“ fuhr der Alte fort, „will mich trösten. Als der alte Feig zu sterben kam, dacht' er auch, nu ginge die Welt unter. Und sie sieht immer noch, und wir Deutsche sind wieder obenauf, ein bißchen zu sehr. Aber immer besser als zu wenig.“

Inzwischen hatte sich Strippenskapel in seiner Stube propper gemacht: schwarzer Rock mit dem Inhaberband des Adlers von Hohenzollern, den ihm sein gütiger Gutsberr vererbt hatte. Statt des Quates, den er in der Güte nicht hatte finden können,

öffnete die Kiste mit seinem Niefenschlüssel, und alle traten ein.

VI.

Gleich nach zwölf — Woldegar hatte sich, wie geplant, schon lange vorher, um bei Lorenzen vorzusprechen, von den andern Herren getrennt — war Dubslav samt Ner und Gzako von dem Globfower Ausfluge zurück, und Ner, feiner Mann, der er war, war bei Passierung des Vorhofs verbindlich an die mit Zinn ausgelegte blaute Glasfugel herangereten, um ihr, als einen mutmaßlichen Produkte der eben besichtigten „grünen Glashütte“, seine Ministerialaufmerksamkeit zu schenken. Er ging dabei so weit, von „Industriefabrik“ zu sprechen. Gzako, der gemeinschaftlich mit Ner in die Glasfugel hineinguckte, war mit allem einverstanden, nur nicht mit seinem Spiegelbilde. „Wenn man nur bloß etwas besser aussähe...“ Ner verdrühte zu widersprechen, aber Gzako gab nicht nach und versicherte: „Ja, Ner, Sie sind ein schöner Mann. Sie haben eben mehr zuzusetzen. Und da bleibt denn immer noch was übrig.“

Oben auf der Rampe stand Engelle. „Nun, Engelle, wie steht's? Woldegar und der Pastor schon da?“ „Nein, gnäd'ger Herr. Aber ich kann ja die Christel schicken...“ „Nein, nein, schade nicht. Das stört bloß. Aber warten wollen wir auch nicht. Es war doch weiter nach Globfow, als ich dachte; das heißt, eigentlich war es nicht weiter, bloß die Beine wollen nicht mehr recht. Und hat solche Anstrengung bloß das eine Gute, daß man hungrig und durstig wird. Aber da kommen ja die Detren.“

Und er grüßte von der Rampe her nach der Bohlenbrücke hinüber, über die Woldegar und Lorenzen eben in den Schloßhof eintraten. Ner ging ihnen entgegen. Dubslav aber nahm Gzako's Arm und sagte: „Nun kommen Sie, Hauptmann, wir wollen derselben ein bißchen rederscherieren und uns einen guten Platz aussuchen. Mit der ewigen Veranda, das is nichts; unter der Marquise sieht die Luft wie 'ne Mauer, und ich muß frische Luft haben. Vielleicht erstes Zeichen von Hydrophie. Kann eigentlich Fremdwörter nicht leiden. Aber mitunter sind sie doch ein Segen. Wenn ich so zwischen Hydrophie und Wasserflucht die Wahl habe, bin ich immer für Hydrophie. Wasserflucht hat so was kolossal Anschauliches.“

Unter diesen Worten waren sie bis in den Garten gekommen, an eine Stelle, wo viel Buchsbaum stand, dem Poetensteige grad' gegenüber. „Sehen Sie hier, Hauptmann, das wäre so was. Niedrige Buchsbaumwand. Da haben wir Luft und doch keinen Zug. Denn vor Zug muß ich mich auch hüten wegen Rheumatismus, oder vielleicht ist es auch Gicht. Und dabei hören wir das Plätschern von meiner Sanssouci-Fontäne. Was meinen Sie?“ „Kapital, Herr Major.“

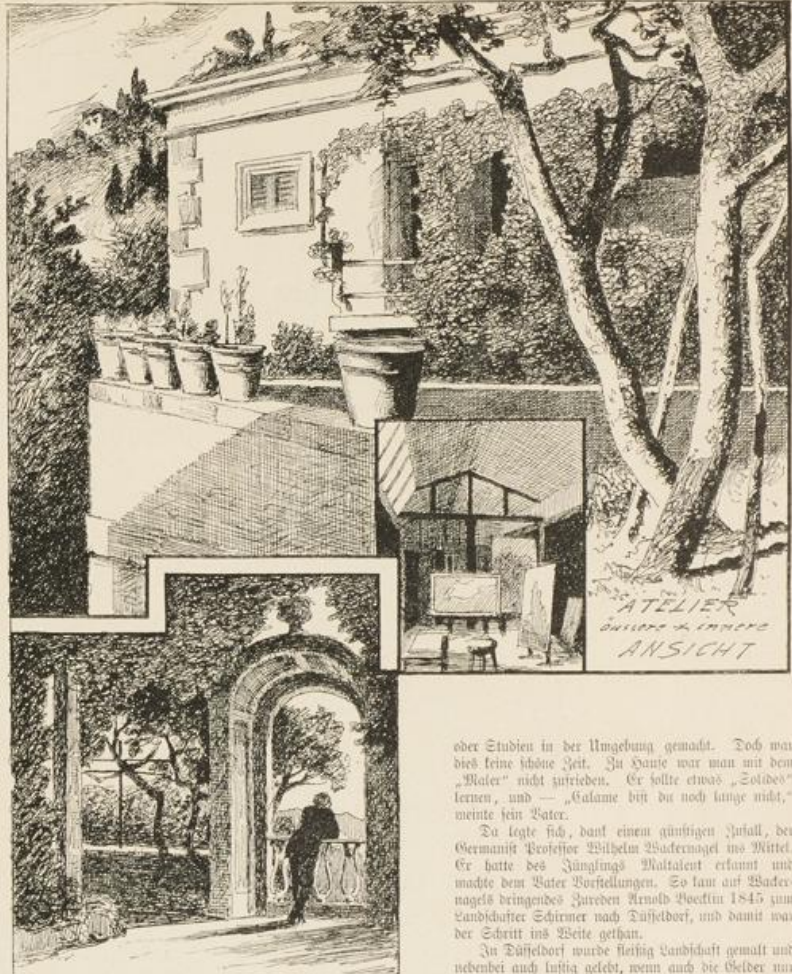
„Ach, lassen Sie den Major. Major klingt immer so dienstlich... Also hier, Engelle, hier deckt den Tisch und stell auch ein paar Fuchsfien oder was gerade blüht in die Mitte. Nur nicht Astern. Astern sind ganz gut, aber doch sozuzunehmen unterm Stand und sehen immer aus wie 'n Vauerngarten. Und dann mache dich in den Keller und hol uns was Ordentliches herauf. Du weißt ja, was ich zum Frühstück am liebsten habe. Vielleicht hat Hauptmann Gzako denselben Geschmack.“

„Ich weiß noch nicht, um was es sich handelt. Herr von Stechlin; aber ich möchte mich für Uebereinstimmung schon jetzt verbürgen.“ (Glockung folgt.)

Sprüche.

Für den Adel der Menschheit spricht in der Welt Nichts so als kindliche Reinheit, Wo sie unberührt sich und leichtsinnig erhält Rittern im Kampf der Gemeinheit.

Der Jugend will es schlecht behagen, Sieht sie den Erfolg nicht in wenig Tagen; Plangt das Kind einen Kirchturmen. Ditt's morgen schon Baum und Früchte gerst. a. 21er.



Wahlortpunkt bei der Villa Boecklin.

Arnold Boecklin.

In seinem siebenzigsten Geburtstage.

In Wort und Bild

Carlo Boecklin.

Im Basel am 16. Oktober 1827 als Sohn eines Seidenfabrikanten geboren, kam Arnold Boecklin schon mit drei Jahren in die Krebtschule, mit fünf in die Gemeindegasse und mit sieben auf das Gymnasium. Die Familie war eben mit Kindern reich gesegnet — vier Brüder und drei Schwestern. Im oberen Gymnasium, dem sogenannten Pädagogium, kam es zwischen dem Schüler und einigen Lehrern zu Reibereien — der Schüler konnte keine Vorgesetzten nicht vertragen, diese aber waren ihrerseits mit des Schülers Eigenart nicht einverstanden. Kurz, Arnold Boecklin mußte mit siebzehn Jahren die Anstalt verlassen, ohne schöne Erinnerungen an diese Zeit ins weitere Leben mitzunehmen.

Anderes erging es ihm in der Zeichenschule, die er auf besonderen Wunsch besuchen durfte — er hatte einmal seinem Vater ein günstiges Zeugnis vorgelesen und dieser ihm die Wahl eines Wandbes freigestellt. Dort verhanden sich Lehrer und Schüler heftig; verschiedene kleine Medaillen waren der wohlverdiente Lohn.

Einmal aus der Schule, ging Arnold Boecklin trotz äußerlicher Schwierigkeiten — die Eltern hatten viel dagegen einzuwenden — hoffnungsreich als Zeichner und Maler. Bald wurden farbige Ornamente für des Vaters Fabrik entworfen — Seide gewebt ja den mannigfaltigsten Farbenreichtum — bald Tanten, Couffinen und so weiter gezeichnet

oder Studien in der Umgebung gemacht. Doch war dies keine schöne Zeit. In Hause war man mit dem „Water“ nicht zufrieden. Er sollte etwas „Solides“ lernen, und — „Galame bist du noch lange nicht,“ meinte sein Vater.

Da legte sich, dank einem günstigen Zufall, der Germanist Professor Wilhelm Wadernagel ins Mittel. Er hatte des Jünglings Multalent erkannt und machte dem Vater Vorstellungen. So kam der Wadernagels bringendes Jureten Arnold Boecklin 1845 zum Landshuter Schirmer nach Düsseldorf, und damit war der Schritt ins Weite gethan.

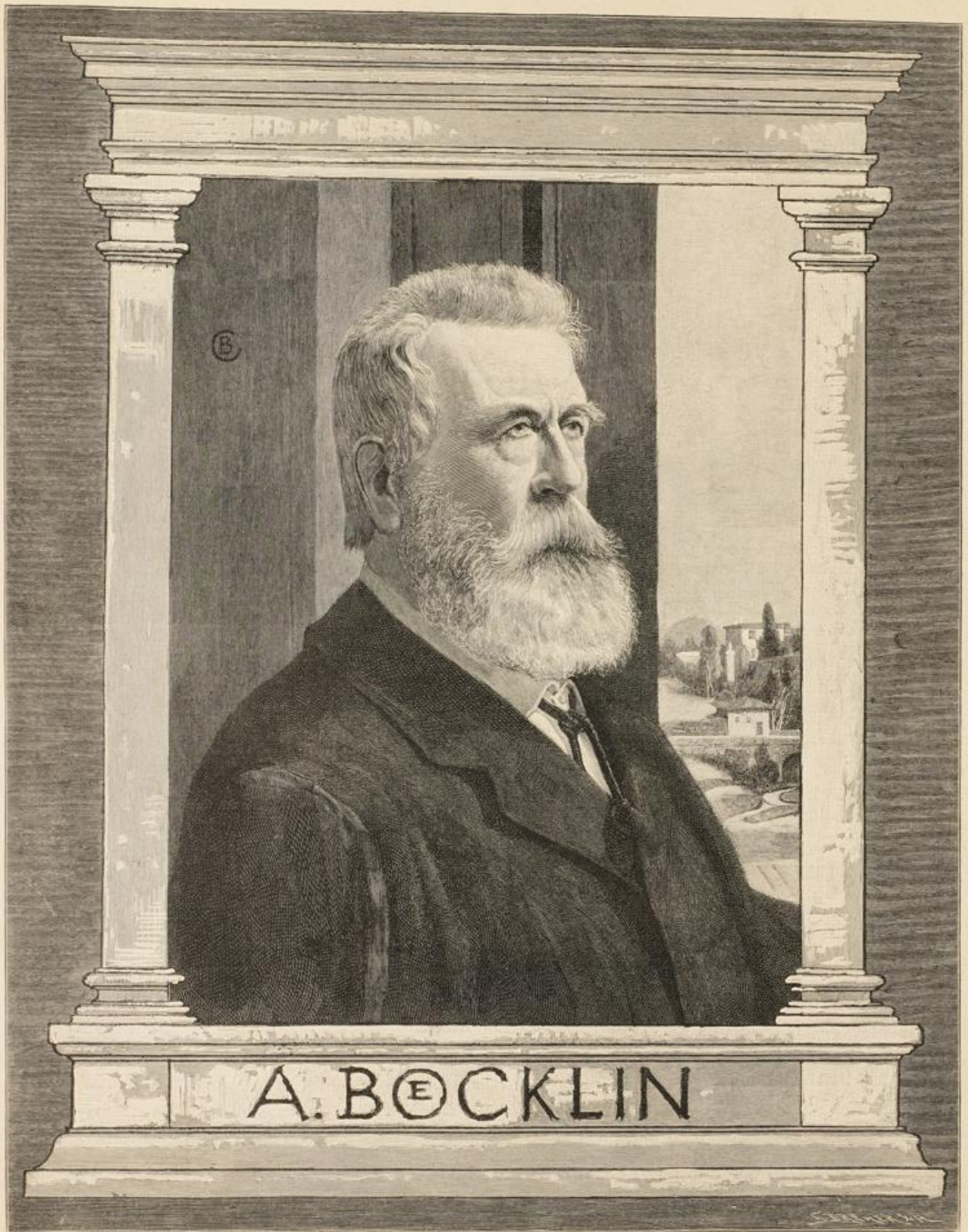
In Düsseldorf wurde fleißig Landschaft gemalt und nebenbei auch laßig gelehrt, wenn auch die Gelder nur knapp bemessen waren. Rudolf Koller aus Zürich, der Tiermaler, war auch dabei. 1847 ging es nach Brüssel und bald darauf nach Antwerpen, wo der junge Künstler in den Museen nach alten Meistern, Rubens, van Dyck und andern, zeichnete. Rubensien und dergleichen hat Arnold Boecklin damals nicht bemerkt. Nicht lange dauerte der Aufenthalt in Belgien, denn schon im Winter 1847 finden wir den jungen Maler in Genf. Hier mußte er schwer um den Lebensunterhalt ringen, und er hatte sich schon für das Dufourische Oer zur Belämpfung des Sonderstimmes anwerben lassen, als er — glücklicherweise — krank wurde.

In Genf malte Boecklin einige kleine landschaftliche Bilder, und dabei erwarbte sich eine löbliche Bekanntschaft. Er hatte eine Phantasie-Landschaft ausgehellt und daraufhin eine mutsprühende, vernichtende Kritik zu lesen bekommen. Der gute Kritiker meinte nämlich, das Werk eines von ihm Gehobten herunterzumachen, hatte aber in der Eile oder aus sonst welchem Versehen des unbekanntem Jünglings Kritikerarbeit für ein Werk eines Gogners angesehen. Als nun Boecklin Klärung verlangte — er war kein Kritiker auf den Leib gerückt —, fiel dieser aus den Wolken. „Ach, Sie sind's — ja dann wollen wir die Sache wieder gut machen.“

Eine zweite Kritik fiel auch weit günstiger aus.

Im Februar 1848 ging's aber Bald nach Paris — der ausbrechenden Revolution in die Arme. Dort traf Boecklin auch einige Bekannte aus der Schweiz wieder, so den oben erwähnten Rudolf Koller und den Kapplerheher Werbmilller.

Schrecklich, zugleich aber auch gewaltig waren die Eindeute der Revolution, in die der junge Mann wider Willen hineingezogen wurde. Mit dem Worte „Tenez“ (Nehmt) zwangen ihm, der harmlos über die Strafe wandelte, die Aufständischen einen Tadel in die Hand, und so mußte er, vom Ströme mit fortgerissen, an der Revolte teilzunehmen. Was in die Gallerien hinein ging die tolle Jagd. Steller hatte gleichfalls wider seinen Willen an der Seite Boecklins wacker mitgeführt, ebenfalls schwer benachteiligt.



Nach dem Gemälde von Carlo Boecklin.



Villa Poëstin mit Atelier und Kapelle.

In Paris blieb Voëstin nur bis zum August 1848. Die Gelder, die von der Heimat kommen sollten, trafen nicht ein, und so blieb ihm nichts übrig, als sein Könglein zu schmieren. Er kehrte nach Basel zurück und malte dort ruhig weiter, „für sich“, ohne Anlehnung an Vorbilder und Schulen, dafür aber im ewigen Kampf mit Vater und Familie. Nur an einem Bruder, der jetzt noch in Amerika lebt, fand er eine Stütze.

Echteschlich wurde ihm die Luft in Basel zu beengend — das Wunderland Italien zog ihn mächtig an. Mit knappem Gelde vertrieben, das er selbst erworben hatte, wagte er 1850 die Reise nach Rom. Dort — fern von allen „guten“ Rathschlägen und andern Kergernissen — fühlte er sich frei und durfte schaffen, was er wollte. Er fand auch anregenden Verkehr, denn es lebten viele deutsche Künstler in Rom, doch waren es hauptsächlich Kaufleute, der Bildhauer, und der vielversprechende Franz Treiber, die ihn anjagten.

Im Sommer 1852 machte er in die Heimat zurück, um den Militärdienst zu absolvieren, doch im Winter 1853 finden wir Arnold Voëstin wieder in Rom. Bald darauf heiratete er Angela Pasucci, ein junges Mädchen aus gutem stadtrömischen Geschlecht. Es folgte eine Zeit der Prüfung. Viele Kinder und nur spärlicher Erwerb, dafür aber ein freies eheliches Zusammenhalten — man konnte viel davon erzählen.

Bis 1857 hielt sich die Künstlerfamilie in Rom, so gut es ging, über Wasser, dann zog man über die Alpen nach Basel, in der Hoffnung, daß bessere Zeiten eintreten würden. Und es kam auch so.

Im Jahre 1858 gelangte an Voëstin von seinen Bekannten die Aufforderung, nach Hannover zu kommen, um einen Saal auszumalen. Bekannte hatte in Rom des Künstlers Atelier besucht und Gefallen an seinen Arbeiten gefunden.

Nach Vollendung des Auftrages siedelte der Künstler noch in demselben Jahre nach München über. Kurz nach seiner Ankunft erhielt ihn der Lypnus, von dem er sich nur sehr langsam erholte. Ein Gluck, daß damals König Ludwig II. von Bayern den „Pan im Schilf“ für die königliche Pinakothek erwarb!

Inzwischen war Voëstins Name bekannt geworden, und auf Pilatos Vorschlag erhielt der Künstler 1860 einen Ruf als Professor nach Weimar. Dort wirkte er zwei Jahre, dann zog es ihn wieder nach Italien.

In Rom, wo er sich abermals niederließ, malte er wieder kleinere Bilder, meist Landschaften, aus seiner Phantasie, fand auch Aufklang — aber in Rom gab es damals keine Kunstmäcene. Er konnte nur wenig verdienen, und dabei wurde die Familie immer größer. 1866 sahte er deshalb den Entschluß, nach Basel zurückzukehren.

Dort schuf Voëstin neben den Wandmalereien im Sarcophagen Gartenhäuse und denjenigen im Treppenhause des Museums einige seiner Bilder, die sich jetzt in der Schatzgalerie zu München befinden. Leider wurden aber auch hier seine Erwartungen nicht erfüllt; die damaligen Väter waren dem Künstler wenig hold, Jakob Burkhardt, der unlängst verstorbenen Kunsthistoriker, an der Spitze. Die Folge

war, daß Arnold Voëstin 1871 nach München übersiedelte, wo er günstigeren Boden zu finden hoffte. Er gewann auch an dem Grafen Schaf einen Gönner, wenngleich seinen opferfreudigen.

Der Verkehr aber, in den er mit hervorragenden Künstlern trat, konnte seine Schmach nach Italien nicht wiederkämpfen. Er riss sich bald los und wanderte wieder aus, und zwar diesmal nach Florenz, wo er im Herbst 1874 eintrat. Sein Atelier am Lung' o' Magnone No. 11, in der sogenannten Casa Saverioff, wird gar manchem bekannt sein.

Mit der Zeit sammelte sich um ihn, durch den immer mehr um sich greifenden Ruf des Meisters angezogen, eine Anzahl junger deutscher Künstler. Es liegt aber nicht in der Art Voëstins, überhaupt nicht in seiner Kunstausübung, Lehrer sein zu wollen und Unterricht in der Malerei zu geben. Von „Schülern“ im wahren Sinn des Wortes kann nicht die Rede sein. Er gab manchem guten Rath, forderte stets zur Naturbeobachtung auf, meist aber nur im freundschaftlichen, intimen Verkehr.

Nur den Künstler selbst war diese Zeit äußerst fruchtbar! Fritz Gurlitt, der bekannte Münzhändler, war damals ein beinahe jugendlicher Schüler. In seine Hände gingen fast alle Werke des Künstlers, zu allerdings nicht hohen Preisen, über. Dafür ward bieten aber der Vorteil, daß seine Bilder fast überall in Deutschland zur Ausstellung gelangten und Aufsehen erregten. Die Kreise hellten sich höher und höher — wohlbedenkt nicht zu Gunsten des Künstlers — dadurch wurde aber auch der Name Voëstin allgemein bekannt.

Die wiederholten Aufforderungen, nach Deutschland übersiedeln, die Anerbietungen vortheilhafter, Ehren und Titel bringender Anstellungen nahen der Künstler nicht an; in materieller Hinsicht gesichert, blieb er da, wogin es ihn stets gezogen, in Italien.

Erit 1885 enthielt sich Arnold Voëstin, wieder nach der Schweiz zurückzukehren, seiner Ehne wegen, die in deutscher Schule aufzuwachen sollten. Als Wohnort wählte er Zürich, wo er sich auch ein eigenes Atelier baute. Mit Gottfried Keller wurde er eng befreundet. Der „Hauen“ war das Lokal, in dem man sich zwei- bis dreimal wöchentlich traf.

Im Jahre 1892 wurde der Künstler von einem Schlaganfall betroffen, von dem er sich jedoch nach kurzer Zeit wieder erholte. Ein wärmeres, gleichmäßiges Klima und vor allem Ruhe waren aber geboten.

In San Terenzo am Golf von Spezia fand er beides. Nach dreiwerteljährigem Aufenthalt an diesem schönen Meerbuhnen siedelte er wieder nach Florenz über. Seit 1895 besitzt er eine Villa an seinem Lieblingshügel Fiesole, wo er in aller Schaffensfreudigkeit arbeitet.

Von der Quelle des Arno.





mit seinem erprobten, netten, kleinen Accompagnateur konnte er's unmöglich verderben. Er war so eingeklungen mit ihr, er brandete nie etwas zu proben, sie gebordete ihm und seiner Stimme, wie ein gutes Schulpferd seinem Reiter. Und sie war jetzt wirklich im Hande und reiste ab! Man sah's ihr an — sie war zu allem entschlossen, zur Fahnenflüchtigkeit in jeder Gestalt.

„Gehen Sie nur, gehen Sie nur!“ rief sie abermals spitz und heftig. „Herr Cohn, einen Wagen will ich!“

„Gott der Gerechte, es ist ja noch Zeit!“ — Er glitt dicht an Meccerino heran und stützte vorsichtig; „Herr Meccerino, soll ich nicht lieber die Glassphära fortwickeln?“

Es giebt Webermänner, welche in Momenten wie dieser ein gedämpfetes Verhändeln durchaus verschmähen. Hierzu gehörte Meccerino. Was hatte der Cohn wie auf der Bühne ‚besetzt‘ zu sprechen? Er selber brauchte das nicht, wenn er nicht wollte. Mochte doch Spätschen hören, was er sagte. Mit voll erhobener Stimme schrie er demgemäß Cohn ins Gesicht:

„Ich fertige meine Klienten nicht ab wie 'n Zahnarzt, der ziehmüde ist. — Sie können ja gar nicht wissen, was die junge Dame eigentlich von mir will!“ Ein spitzer Seitenblick auf Spätschen: „Lieber tot als unehelich! Wer ein edler Ritter ist, läßt seine Dame sitzen!“

Spätschen erwiderte diesen Ausdruck mit einem Schmeigen, das durch den beredten Blick, der es begleitete, fürchterlich wurde. Ein Zungenbengel, der einen Verlorenen anklagt, ist nichts dagegen.

Meccerino hielt fromm, frei und fröhlich diesen Blick aus. Cohn indessen fühlte sich einer eintretenden Erwidrerung bedürftig.

„Nu,“ wendete er sich besänftigend zu ihr, „der Meccerino ist doch 'n solcher Mann!“

„Was nennen Sie denn eigentlich solid?“ fiel Spätschen kampflustig ein. „Von zwanzig denken immer zehn, daß er sie aufs Heiraten hin hofiert! Jawohl, Meccerino, seien Sie ganz still! — Und das nennen Sie solid, Herr Cohn? Ich verstehe unter ‚solid‘ ganz etwas andres.“

„Bitte, setzen Sie das doch rasch auseinander,“ sagte Meccerino, unbeforgt, ob seine Dame draußen auf den ersehnten Ritter wartete.

„Daß man's mit einer hält!“

„Wenn aber doch so viele nett sind —“

„Machen Sie rasch!“ drängte Cohn. „Die Glassphära darf nicht so lange von zu Hause fort. Die Goldstein paßt auf die Minute. Sie wird gehalten wie in 'nem Käfig, bis der Levison wird mit seiner goldenen Hand den schönen Vogel —“

„So bestellen Sie doch das Anspannen!“ trieb Spätschen und gab die Thür frei.

„So was Dummes!“ brummte Meccerino. „Als Zugenwächter hab' ich Sie wahrhaftig nicht mitgenommen. Wenn Sie aber mal so sind, na, dann lassen Sie nur die Dame ‚reinkommen, Fibor.“

Auf dieses Stichwort hin riß Jeremias die Thüre auf und wintle wild mit der Serviette.

„Kommen Sie ‚rein! kommen Sie ‚rein!“ schrie er. „Der Herr Meccerino will's haben!“

VI.  
Wir stoben auseinander und ließen Meccerino im Zentrum des Zimmers allein zurück. Ich suchte in der Fensterische eine bescheidene Zuflucht, und Spätschen nistete sich mit ihrer zähen Giferlucht im ausgefessenen Polster des braunen Familiensofas ein, mit dessen Farbenton sie förmlich zusammenfloß. Nur ihre Augen glühten mitternachts: zwei bewegliche Funken.

Cohn eilte noch zu Meccerino und zischelte ihm ins Ohr:

„Sie ist ein bißchen ängstlich.“

„Das sagten Sie schon vorher,“ verlegte jener.

„Ich bin nicht schwachsinzig.“

„Ich meine nur . . . Damit Sie ihr tüchtig zu reden . . . Jedes Pferd braucht mal 'nen Sporn . . .“

Die Spaz hörte die Bemerkung so gut wie ich. Sie zuckte auf, als ob sie etwas Persönliches darauf erwidern wolle, schwieg aber und sank wieder in sich zusammen, denn schon kam Glassphära.

Mit der Haß der Befangenheit eilte sie ins Zimmer. Sie lösten einen Mangel an Selbstvertrauen und Weltersahrung durch die Raschheit

ihrer Bewegungen und eine nicht ganz wahre innere Entschlossenheit decken zu wollen.

Mit unsicherem Blicke prüfte sie ihre Umgebung. Sie bemerkte uns und nahm uns notgedrungen mit in den Kauf. In dem Gruß gegen Cohn tauchte unwillkürlich eine gewisse Vertraulichkeit auf, um sogleich wieder zu verschwinden.

Nun hob sie ihre Augen zu Meccerino.

Der stand vor ihr, den rechten Fuß vorgelegt, die linke Hand in der Hosentasche, die rechte am Schnurrbart; halb verlegen, halb überlegen lächelnd, ein Gemisch von Liebeshwürdigkeit, Größenwahn und Selbstgefälligkeit. Seine Augen blickten dreist vertraulich, während er sie bewillkommend grüßte.

„Es ist wohl sehr unbedeuten von mir,“ — begann sie überflürzt und frockte.

„O bitte. Solche Unbedeutenheit läßt man sich schon gefallen.“

„Ich wollte Ihnen schon auf dem Bahnhofe meine Bitte aussprechen —“

„So, Sie haben eine Bitte?“

Also deshalb die Rosen! Sie hatte seine Aufmerksamkeit erregen wollen.

„Aber es waren zu viele Menschen um uns herum —“

„Also sind Sie wirklich ängstlich?“ Er lächelte ironisch.

Sie errödete leicht.

„Soll ich etwa ‚rausgehen?“ fragte Cohn plötzlich mit so freundlicher Jubringlichkeit, daß er ihr die Antwort förmlich in den Mund legte.

„Lieber Herr Cohn, Sie genieren durchaus nicht.“

Dabei sandte sie ihm einen Blick, wie man ihn nur einem nahen Freunde oder einem Vertrauensmann spendet.

Er redete sich und schlich dann zu mir in die Fensterische. „Man sieht's ihr wirklich nicht an,“ zischelte er mir zu, „wie sie so dastet, daß die Goldstein sie schlägt.“

Ich machte eine Bewegung des Entsetzens.

„Auf mein Ehrenwort,“ sie schlägt sie, wenn sie immer wieder sich sträubt, den Levison zu nehmen.“

„Wie gesagt, — ich hab' eine Bitte,“ wiederholte Glassphära.

„Und die wäre?“

„Sie betrifft mich selber.“

„Nur Courage!“

„Herr Cohn riet mir, Sie um Ihr Urteil zu bitten . . .“

„Nur zu!“

Die Spaz, welche mit einer gewissen Unheimlichkeit in ihrer Sotsacke nistete, verfolgte mit Schlängelnblicken Mienenpiel und Wortwechsel der beiden.

„Sie sind ein so großer Künstler, reich an Erfolgen und Ruhm, daß Herr Cohn mir sagte, Sie wären die geeignete Autorität für meine Zweifel und Bedenken —“ Das Organ der Bedenken war Gesang. Es schmeichelte sich süß, weich und schlüßtern ins Ohr hinein, wie ein gedämpfetes Liebeslied, das aus keuscher Vorkommenheit verzerrt, ehe es in vollem Jubel aus der Brust bricht. „Wenn einer — meinte Herr Cohn, — so könnten Sie mir sagen, ob es mir gelingen dürfte, eine Künstlerin zu werden, die — die —“

Sie frockte wieder und schien den Faden des offenbar wohlüberlegten, wenn nicht gar einstudierten Satzes verloren zu haben.

„Die reußert!“ schrie Cohn laut.

Meccerinos Nase war gestiegen. Er hatte den rechten Fuß zurückgezogen und seiner Haltung dadurch größere Würde verliehen. Sein Selbstgefühl begann sich zu blähen.

„Fräulein,“ sagte er, und durch seine Stimme zog's wie ein Hauch antiker Weisheit, „wer kann das vorher wissen? So etwas wird keinem an der Wiege gesungen.“

„Aus der Wiege ist sie schon lange 'raus!“ rief Cohn. „Und daß sie reiflicher wird, dazu brauchen Sie sie nur anzusehen und zu hören.“

Meccerino hob die Hand wieder zum Schnurrbart, dem er einige Minuten Ruhe gegönnt hatte.

„So so,“ machte er und fixierte sie aufmerksam.

Glassphära seufzte unwillig und errödete.

„Meine Zukunft hängt von Ihrem Urteil ab,“ sagte sie kurz, „denn wenn ich aussichtslos dahinsiehe, könnte mich nichts —“

Cohn unterbrach sie mit bemerkbarer Abfichtlichkeit.

„Sie werden schon was erreichen,“ schrie er eifrig. „Aber ein bißchen Mut und Selbstvertrauen gehört schließlich zu allem, was man riskiert.“

„Gaben Sie denn Stimme?“ fragte Meccerino gedehnt.

„Natürlich hat sie Stimme!“ fuhr Cohn wieder los. „Und was hat sie für eine Stimme! Sie sollen Sie bloß hören!“

Ein Amprefario hätte sich nicht feuriger für einen neuen Stern in die Schranken werfen können als dieser Cohn für diese Glassphära. Warum? Was trieb ihn, sie zu lancieren? Die Kunstbegeisterung? Nein, hier mußten andre Triebfedern spielen.

„Wenn ich Ihre Stimme beurteilen soll,“ sagte Meccerino kühl, „so müssen Sie mir unbedingt etwas singen.“

„Hier?“ warf sie hin.

„Natürlich, hier!“ rief Cohn.

„Aber hier ist kein Instrument,“ bemerkte Glassphära.

„Einen Edelstein erkennt man auch ohne —“ Meccerino ließ sein Gleichnis im Stich.

„Luzi,“ fiel Cohn ein.

„Nein, Pianino wollte ich sagen. Kurz und gut, singen Sie nur ohne Pianino.“

Einen Moment schaute Glassphära zu Boden, als schäme sie sich, ihre Stimme unteren Ohren preiszugeben. Dann sang sie ein polnisches Liebeslied. Wer kann beschreiben, wie sie sang! Eine Stimme, die Thronen weckt. Ich hatte eine solche Stimme noch nie gehört.

„Sie haben ein Kapital in der Kehle!“ rief Meccerino, noch ehe sie geendet hatte. Sofort brach sie ab.

„Was hab' ich gesagt?“ pokaunte Cohn und eilte zu den beiden. „Hab' ich nicht gesagt, daß Sie das Vermögen vom Levison zweimal in der Kehle haben? Hab' ich nicht gesagt, daß Sie nicht brauchen den Levison, um zu haben die Millionen?“

„Aber Sie müssen noch studieren,“ mahnte Meccerino.

„O, wie will ich lernen, wenn ich etwas erreichen kann!“

„Wo wollen Sie studieren? Bei der Marchesi in Wien oder auf der Berliner Hochschule . . .“

Glassphära errödete flammend wie der Morgenhimmel, wenn die Sonne steigt.

„In Warschau,“ verlegte sie kurz.

Sogleich kam ihr Cohn zu Hilfe.

„Sie hat da nämlich Anstich . . .“ Er dehnte das letzte Wort in einer Verlegenheit, die Argwohn erregen konnte.

„Anstich?“ Meccerino maß sie vom Scheitel bis zur Sohle. „Warum wollen Sie eigentlich zur Bühne? Heilen Sie denn das nötig?“

„Sie ist 'n feinen Knechtig,“ nahm Cohn ihr die Antwort vom Munde weg, „und der Verwandtschaft am Ventel zu hängen, ist nicht lebermanns Sache. Am besten schmeckt immer das Brot, das man sich selber bäckt.“

„Ich denke,“ wandte Meccerino ein, „Sie können eine reiche Heirat machen? Fibor sagte uns doch . . . Sie mit Ihrem hübschen Gesicht . . .“ Er wog bedenklich den Kopf und spielte sich auf den Bäterlichen hinaus. „Fräulein, lassen Sie sich sagen, ein warmes Nest, gleichviel wer's gebaut hat, ist immer besser als ein goldener Trug auf den Brettern.“

Fibor schien plötzlich Krämpfe zu kriegen. Er sprang auf und gestikulirte lebhaft.

„Was machen Sie für Geschichten!“ rief er aufgebracht. „Was nehmen Sie ihr wieder den Mut, den ich ihr eingebläht habe zu ihrem Besten! Wenn Sie würden kennen den Levison, würden Sie sagen —“

Glassphära war bleich geworden, so bleich wie die gerändete Wand. Und nun lobte es in ihrem Antlitz auf. Es war eine wilde Flamme, in der viele Leidenschaften sich begegneten.

„Ich lasse mich nicht verkaufen,“ sagte sie trozig, „eher würde ich untergehen.“

„Das ist 'n bißchen kühl,“ rief Meccerino durch die Zähne und fixierte sie scharf.

Als sie seinen Gesichtsausdruck begriff, erschlüßte sie bis unter die dunkeln Stirnlocken. Sie that mir



Die Kriegshunde in der preussischen Armee: Kriegshund und Führer schwärzschmähig.

leid. Ihre Mundwinkel zuckten wie im Schmerz einer empfangenen Demütigung und kränkelten sich endlich in bitterm Spott, während sie einen Seitenblick un-

Glück auf den Weg, Fräulein." Jetzt war er wieder obenauf. Leutnant reichte er der Spröden die beringte Rechte. „Und nachträglich Dank für Ihre Noten —“

„Da bedanken Sie sich beim Fidor,“ verteilte sie rasch, ohne seine Hand anzunehmen. „Wenn der nicht meiner Tante gesagt hätte...“

„Gott du Gerechter, was machen Sie für Gesichtchen!“ rief Fidor entsetzt. „Sie fallen ja ganz aus der Rolle!“

„Herr Meccerino soll nicht denken, die Noten wären von mir.“ Sie neigte sich flüchtig gegen die Spak und mich und wandte sich zum Gehen. „Herr Cohn, bitte, auf ein Wort.“

Cohn schob hinter ihr zur Thür hinaus.

„Die weiß, was sie will,“ lachte Meccerino mit halber Stimme. „Krieglich soll die sein? sagt Cohn. Den Teufel hat sie im Leibe! Aus so einer wird was!“

Gedankenvoll ging er einige Male im Kreise herum.

### VII.

Staub zehn Minuten waren vergangen, seit Glasophyra und Cohn verschwunden waren, als die

Thür zu dem Speisezimmer heftig aufgerissen wurde.

„Ist der Herr Cohn zu sprechen?“



Die Kriegshunde in der preussischen Armee: Vorkommen zutragen.

Meccerino und Späpöchen, die sich gerade wieder katzbalagten, fanden im ersten Schreck nicht gleich Worte zur Auskunft.

„Er ist hinausgegangen,“ erwiderte ich daher der mittelgroßen, starken Frau, die ins Zimmer getreten war, als ob dieser Mann mit allem, was drum und dran hing, ihr gehöre. Ihr Organ war scharf und durchdringend. Die Nase, stark gebogen, ragte schnabelähnlich aus dem Gesicht. Die Mundwinkel lagen geknickt, wie bei eigenmächtigen Menschen, die im häuslichen Kerger Krieg für ein bewegtes



Die Kriegshunde in der preussischen Armee: Instruktion der Hundeführer auf dem Marsche zu einer Uebung.

endlicher Betrachtung auf ihn schoß.

Dieser Blick hob ihn aus dem Gleichgewicht.

Er räusperte sich und suchte nach irgend einer Bemerkung, die ihn wieder in den Sattel hob.

„Wenn Sie irgend welche Empfehlungen brauchen, ...“ begann er unsicher.

„Sie hat jemand, der sie berät,“ bedormundete Cohn zugleich seine Schutzbefohlene.

„Nun, dann



Die Kriegshunde in der preussischen Armee: Zeit verfallen.



Die Kriegshunde in der preussischen Armee: Fernwacht beenden.

Leben finden. Zwischen den Bronzen lagerte die Falte der Mißgunst.

Au der kornblumenblauen Sammettaile, welche ihren Abschluß in einer dicken Halskrüße aus Spitzen fand, erkannte ich — Frau Goldstein. Sie hatte eine so blühende Gesichtsfarbe und atmete so heftig, daß man denken konnte, die Halskrüße würge sie und hieränge nach Luft.

„Königin von Neupen“ hatte Wolle sie genannt. Das fiel mir ein, als ich auf ihrem Hut einen kronenartigen Aufpus von Filzern und Jett schillern sah.

„Wo ist der Fidor? — Auf dem Hof?“ Sie sah keinen von uns besonders an; sie fragte in die tabaksduftige Zimmerluft hinein.

„Ich weiß nicht,“ antwortete ich höflich.

(Fortsetzung folgt)



Ans dem alten Hellas. Nach dem Gemälde von H. Semiradzki.

Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl, München.

Die Kriegshunde in der preussischen Armee.

(Nach den die Abbildungen Seite 55.)

Seit dem Jahre 1888 sind die Kriegshunde bei fast allen preussischen Jägerbataillonen eingeführt, und es werden dazu kurzhaarige deutsche Borstehunde, Pudeln und Schäferhunde verwendet. Jede Compagnie besitzt meistens zwei solcher Hunde, mit je einem Führer, welche unter dem Befehl eines Oberjägers stehen, während das Kommando über alle ein Lieutenant führt. Die Führer der Hunde nehmen nur vormittags an dem Dienst der Compagnie teil und beschäftigen sich in den Nachmittagsstunden mit der Dressur ihrer Hunde, wie Meldungen bringen und Patronen zutragen, welche Aufgaben seit einem Jahr erweitert sind in Aufsuchen, Verfolgen und Verweisen von verwundeten oder gefallenen Mannschaften.

Der Hund muß sich unacht gewöhnen, an der Leine zu gehen und in der Stuhlbrennappell, das heißt Gehörten zu lernen; alsdann geht es an das Apportieren von einem Apportierbock und auf Kommando Vort geben, das heißt bellen, fernere „down machen“ (sich niederlegen) und ablegen auf einen Gegenstand, das heißt, der Hund muß bei irgend einem beliebigen Gegenstand so lange verbleiben, bis der Führer, welcher sich inzwischen entfernt hatte, wieder zurückkehrt. Letzter und öfter wird der Hund mit ausgeführt und lernt „verloren suchen“, indem der Führer sichtbar eine Metallkugel zur Erde fallen läßt und vielleicht dreißig bis vierzig Meter den Hund weiter mitnimmt, welcher nun zurückkehren muß, um das Verlorene herbeizubringen.

Dieses bildet den Anfangsgrund zum „Meldeung überbringen“ und damit die erste ernsthafte Aufgabe für den Kriegshund. Für diesen Zweck kann man einen alten Hund vorzuziehen, und der jüngere folgt unmittelbar nach, am besten in der Weise, daß er seinem Führer durch einen andern Führer abgenommen und von diesem zum ersten wieder zurückgeführt wird. Durch das Zusammenarbeiten des alten mit dem jungen Hunde bringt man diesem die Patrone des alten bei.

Gleichzeitig stellt der Führer eine Meldeleiste in eine kleine lebende Taube, welche der Hund am Halsband trägt, und der zweite Führer nimmt bei dem Eintreffen des Tieres diese Taube heraus, eine Manipulation, welche dem Hundeverstand außerordentlich schnell einleuchtet.

Ganz ähnlich vollzieht sich die nächste Aufgabe: Patronen zutragen. Sobald ein Geschütz beginnt, klebt der Führer mit seinem Hunde beim Patronenwagen, und der Hund wird mit 150 Patronen beladen, welche er in einer doppelten Sattelkiste trägt, 75 Stüd auf jeder Seite. Mit diesem Vorrat läßt er die Schützenlinie zu erreichen, um nach Abgabe der Patronen sofort zu dem Führer zurückzukehren und aufs neue beladen zu werden. Es ist zu bemerken, daß der Hund bei dem Aufsuchen der Schützenlinie leicht auf einen fremden Truppenteil stehen kann, und hierbei stellt sich die merkwürdige Thatsache heraus, daß der mit Munition beladene Kriegshund sich die Patronen niemals von andern Mannschaften als denjenigen seiner Compagnie, beziehungsweise seines Bataillons abnehmen läßt. Die Hunde kennen also ganz genau den Truppenteil, dem sie angehören.

In hohem Grade interessant ist das Aufsuchen, Verfolgen und Verweisen von verstreuten Vetter, welche entweder verwundet oder gefallen sind und in einer Schenke, in Getreidefeldern oder dergleichen liegen. Ist es dem Hunde gelungen, einen derartigen Mann aufzufinden, so nimmt er bei ihm Aufstellung und beginnt anhaltend zu bellen, in der Erwartung, daß sein Führer oder irgend ein anderer Mann hierdurch herbeigeführt werde. Obst diese Erwartung nicht in Erfüllung, so ist der Hund befugt, sich irgend eines Gegenstandes, zum Beispiel der Mütze des Gefallenen, zu bemächtigen, um mit dieser in Manu seinen Führer aufzufinden und zurückzuführen. Ebenso giebt ein Verwundeter die Mütze oder dergleichen dem Hunde, welcher damit in derselben Weise verfährt. (Verweisen.)

Kaiser Wilhelm hatte bekanntlich die Absicht, im Sommer 1895 drei Kriegshunde des Gardejägerbataillons in Potsdam dem Sultan in Konstantinopel vorzuführen zu lassen. Ein Oberjäger und zwei Führer traten die weite Reise nach dem goldenen Horn wohlgerüstet und guter Dinge an, denn ihre Aufgabe war eine ebenso ehrenhafte als nach jeder Richtung hin interessante. Anders aber dachte „Franz“, der beste Kriegshund der Gardejäger, der mit von der Partie war. Er geriet die Sprossen seines Reiters und sprang in der Gegend von Guben aus dem Bogen des Eisenbahn-

juges. Schöfer griffen ihn bald auf, und statt nach Konstantinopel wurde „Franz“ nach Potsdam zurückbefördert, woselbst er heute noch dem Bataillon angehört.

Der Lieutenant im Gardejägerbataillon zu Potsdam, Graf von Beyersdorfer-Solms, hat seit vier Jahren die Oberleitung und Ausbildung der Kriegshunde des betreffenden Bataillons, und diesen wurde auf der im Jahre 1895 zu Dresden veranstalteten Hunde-Ausstellung der erste jährliche und der erste preussische Preis zugesprochen. Die diesen Preis bezeugenden Abbildungen nach photographischen Aufnahmen — mit besonderer Genehmigung des Bataillonskommandeurs, Freiherrn von Mettenberg, gemacht — bringen Führer und Kriegshunde der Gardejäger in der Ausübung verschiedener Aufgaben zur Anschauung. Leo Gollstämpf.



Die besten Kriegshunde des Gardejägerbataillons.

Anna Schepeler-Lette 7.

Eine der ehrenwertesten und verdienstvollsten deutschen Frauen ist am 17. September in Berlin aus dem Leben geschieden. Frau Anna Schepeler-Lette, die langjährige Vorsitzende und Mitbegründerin des so gegenwärtig wirkenden Lette-Vereins, verstarb im Alter von 67 Jahren plötzlich am Herzschlage. Man darf wohl sagen, daß die Heimgegangene eine der erfolgreichsten Vorkämpferinnen für die intellektuellen und materiellen Interessen der Frauen gewesen ist. Erst am 23. April vorigen Jahres konnte die von ihnen zahlreichen Schülerinnen und Mitarbeiterinnen hochverehrte Frau das Jubiläum ihrer fünfundsiebenzigjährigen Thätigkeit als Vorsitzende des Vereins begehen, dem sie mit treuer Hingebung und großen Erfolge ihre Kräfte gewidmet hat.

Der Lette-Verein wurde auf Anregung des Vaters der Dahingegangenen, Wilhelm Adolf Lette, gegründet, eines Mannes, der durch seine bahnbrechenden Arbeiten über



Anna Schepeler-Lette.

Landeskultur, durch Begründung gemeinsamer Vereine und durch sein bedeutendes parlamentarisches Wirken sich hohes Ansehen erlangt und 1845 als Präsident an die Spitze des für Preußen neuerrichteten Revisionskollegiums für Landeskulturfragen trat. Unter dem Namen eines „Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ gegründet, entwickelte sich der Verein aus bescheidenem Anfang zur höchsten Blüte, die er in erster Linie der Thätigkeit und Hingebung der jetzt Heimgegangenen verdankt. Der Lette-Verein hat als Mutter zur Gründung vieler anderer Frauenerwerbsvereine im Inlande und Auslande geholfen und unzählige junge Mädchen zu selbständigen und energischen Bürgerinnen herangebildet. Er besitzt gegenwärtig eine Handels-, Gewerbe-, Zeichen- und Modellschule, eine photographische Lehranstalt, eine Zeichenschule, ein Kunsthandwerk-Atelier, ein Arbeits- und Stellenvermittlungsbureau und viele andre gemeinsinnige Einrichtungen.

Die Verstorbenen hat sich in ihren Bestrebungen stets der warmen Teilnahme und Unterstützung der Kaiserin Friedrich erfreut, die bekanntlich auch Protectorin des Lette-Vereins ist. May das Andenken der edeln Frau in ihren Berlin und der dankbaren Erinnerung ihrer Schülerinnen dauernd fortleben.

Die Erschwerung des Frauenstudiums. \*)

von Richard Wulskow (Darmstadt).

Der diesjährige Preßler Frauenkongreß scheint seinen äußeren Erfolge nach nicht allzu glänzend abgesehen zu haben. Auch die bedeutendsten Zeitungen brachten nur

kurze und unweiskhafte Notizen, und selbst die Preßler Presse hand dem Kongreß völlig gleichgültig gegenüber, aus allen Berichten geht aber mit voller Klarheit hervor, daß der Einbruch und Erfolg des vorjährigen Kongresses in Berlin viel bedeutender und mächtiger war. Frau Minna Cauer, die kluge und einflussreiche Vorkämpferin der Frauenbewegung, zieht in der von ihr herausgegebenen „Frauenbewegung“ eine interessante Parallele, in der sie die gewaltige Pefelligkeit der deutschen Frauen an dem Berliner Kongreß dem anfallenden Mangel an Interesse bei den Belgierinnen und Preßlerinnen, die Berliner Begeisterung der fähigen Ruhe der belgischen Hauptstadt, die ge-

füllten großen Berliner Versammlungsräume dem halbgefüllten Preßler Saal gegenüberstellt, „der vielleicht überhaupt nur fünfshundert Personen hätte fassen können...“

Ob die geringe Beteiligung an dem Preßler Kongreß auf Zufälligkeiten beruht oder tiefer innere Ursachen hat, wird sich vorerhand nicht so leicht feststellen lassen; jedoch erscheint es nicht unmöglich, daß der geringe Eifer, die Mäxte und Bitterkeit gegen die Männer, die sich auf den Frauenkongressen bisher fast immer gezeigt und die ruhige Diskussion getrübt haben, bereits ihre schlimmen Folgen gezeigt haben. Als im Sommer vorigen Jahres die matten Resultate des Reichstags bezüglich der rechtlichen Stellung der Frauen in dem Entwurf des neuen bürgerlichen Gesetzbuches bei den denkenden und urteilenden Frauen lebhaften Unwillen hervorriefen, weil die vermögensrechtlichen Unfähigkeit der Frauen dadurch aufs neue befestigt schien, da war es begreiflich und natürlich, daß die Berliner Frauen sich zu einem feierlichen Protest gegen die ihnen zugetragene gesetzgeberische Unbill im Namen der gleichbedingenden Geschlossen zusammenfanden und nach eingehender und erregter Diskussion eine Resolution einstimmig annahmten, in der die einzelnen Punkte, welche die Ungleichheit der beiden Geschlechter am schärfsten bezeugten, klar und scharf hervorgehoben wurden.

So weit war alles richtig und verständlich, und es war auch voranzusehen, daß temperamentvolle Naturen im Eifer der lebendigen Rede nicht gar ängstlich jedes Wort abwägen würden. Es muß aber doch gesagt werden, daß einzelne Rednerinnen das Maß des Erlaubten durchaus überschritten und an Schärfe und Erbitterung gegen Parteien und Personen so viel angewendet haben, daß der überzeugte wohlwollende Freund der rechtlichen Selbstständigkeit der Frauen gegen diese Raschlosigkeit Verwahrung einlegen mußte. Wenn der frauenfreundliche Abgeordnete Kiderit diese scharfen und offenen Worte mit der Summe von Unmut entzündigte, die sich allmählich in den Herzen der vorwärts strebenden Frauen angesammelt hat und sich nun gewaltigem Luft machen muß, so wollen wir nicht darüber mit ihm rechten; er vertritt aber, daß solche Bitterkeiten und Uebertreibungen, wie sie von einzelnen jüngeren Rednerinnen bezeugt werden, einen schlimmen Stachel zurückschleifen und, was hier für uns die Hauptsache ist, der ganzen Frauenbewegung und den völlig berechtigten Forderungen derselben die ernstlichen Schwierigkeiten in den Weg legen müssen. Ich erinnere nur an die Worte einer juristisch gebildeten jungen Rednerin, die auch jetzt in Preßler ihr Licht hat leuchten lassen. Sie sagte: „Der neue Reichstag wird eine andre Postionomie zeigen, denn er wird unter dem Einfluß der Frauen gewählt werden. Eine junge Partei ist auf dem Kampffeld erschienen, und es wäre nicht das erste Mal, daß eine solche Partei moralische Verkommenheit und Formalismus hinwegfegt.“ Wenn im Augenblick der Erregung solche Redenontaden

\*) Mit Freuden und, unsern besten Mitteln zu thun, daß Herr Dr. Richard Wulskow, der bekannte geistvolle Schriftsteller, die brennende Frauenfrage in einer Reihe von Artikeln behandeln wird, die dem praktischen Gesichtspunkt wie dem idealen in gleicher Weise Rechnung tragen.

auch von der Majorität mit dem üblichen „fürwärtigen Beifall“ begrüßt werden, so ist das ironische Lächeln oder die skeptische Miene des bekannten Hörses dagegen klar in Anschlag zu bringen, denn sie bedeuten den schmerzhaften Erfolg, den eine solche Brandrede haben kann. Neuerdings befolgen die einberufenen Damen die richtige Taktik, daß sie vor Eröffnung der Diskussion durch den Mund der Vorlesenden ernstlich und dringend um Mäß und Ruhe bitten.

Der Ton des Triumphes und der Siegesgewißheit, durchsetzt mit bitteren Ausfällen gegen die bösen und verkommenen Männer, die sich von der absoluten Gleichberechtigung der Geschlechter noch immer nicht haben erfüllen lassen, hat doch dann nur Fug und Grund, wenn ein unerschütterlich festes Fundament für die Frauenbewegung im Volkswußtsein der weitesten Kreise ein für allemal gewonnen ist, wenn aber alle wesentlichen Ziele derselben unter allen Gegebenheiten ein Sinn und eine Meinung besitzen. Es wäre nun aber ein großes Verfehlen der Situation oder eine trübselige Selbsttäuschung, wenn die Führerinnen an eine solche Uebereinstimmung in der gebildeten Welt bezüglich der von ihnen erstrebten Ziele ernstlich glauben könnten oder wenn sie gar meinen, daß sie durch lächerliche und scharfe rednerische Vorlesungen neuen Boden für ihre Bestrebungen finden könnten.

Die neuen Rechtsansichtungen über die Stellung der Frau im bürgerlichen Leben bringen sehr langsam in die Massen und bedürfen zu ihrer Verwirklichung unermüdeten, geduldig und langer Arbeit. Jeder Uebersetzer, jede Hält, die sprunghaft ihre Ziele erreichen will oder glaubt durch trostigen Angriff erzwingen zu können, was nur durch ruhige, unerschütterliche Ueberzeugung gewonnen werden kann, ist gerade hier unerschütterlich schädlich. Es handelt sich bei der Frauenbewegung noch immer um die ruhige und sichere Befestigung des Fundaments, zu der wir in erster Linie die Erweiterung der Gewerkschaften der Frau zu rechnen haben.

Läge die Sache anders und wäre dies Fundament im Bewußtsein und Urteil der Gebildeten bereits gefestigt, so wäre die Ablehnung der bekannten Petition von Helene Lange und Marie Wellen im freien Zutritt der Frauen zum Besuch der Universitäten in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 24. Juni eine Unmöglichkeit gewesen! Die Bedeutung dieses parlamentarischen Ereignisses ist meines Wissens von den Zeitungen gar nicht erörtert worden, nur die Verhandlung selbst mußte für sich sprechen. Und diese Uthatsache ist beachtlich. Denn durch sie ist einflußreich die Ansicht bekräftigt, den wahrhaft unerträglichen Verhältnissen, die den akademischen Studium der Frauen in einem auf seine Kultur mit Recht stolzen Lande auf Schritt und Tritt drohen, endlich ein Ziel gesetzt zu sehen. Da man nicht annehmen darf, daß die Abgeordneten etwa aus Groll über die ihnen gelegentlich leitend der Frauenrechtlerinnen eingehenden „Hilfsarbeiten“ die genannte Petition durch Uebertragung zur Tagesordnung abgelehnt haben, so darf man bis auf weiteres annehmen, daß die Frauenfrage für die Majorität unserer Volksvertreter noch nicht Gegenstand ernstlichen Studiums geworden ist, wie sie es verdient. Die Debatte würde sonst nicht an der Oberfläche stehen geblieben sein, sondern die tiefere sittliche Bedeutung einer vertiefteren Beschäftigung der Frauen mit unermüdeten geistigen Leben dargelegt haben. Außer dem Abgeordneten Richter, der kurz und bündig die Zulassung der Frauen zum Studium forderte und die Befestigung eines Wettbewerbs wegen der geringen Zahl der Bewerberinnen als völlig überflüssig abmahnte, stand nicht ein Redner auf der Höhe der Situation, das heißt nicht einer wußte das notwendige „kräftige Wortlein“ für die Freigabe des Frauenstudiums auszusprechen, nicht einer die Ungeerdetheit hervorzuheben, die grell zu Tage tritt, wenn man die Willenskraft und Ausdauer von geistig leistungsfähigen Mädchen durch einfache Regation lahm legt. Wer in seiner amtlichen Thätigkeit diese Leistungsfähigkeit an einem großen Kreise erwachsener Mädchen kennen und würdigen gelernt hat, der wird jener Härte des Verfahrens nur mit ernten Bedauern gegenüber stehen. Die von der Berliner Universität zu Anfang des vorigen Sommersemesters erlassenen Bestimmungen für die Zulassung von Frauen zu den Universitätsstudien boten eine solche Häufung von Erschwernissen, daß den Frauen tatsächlich nichts anderes übrig blieb, als durch eine Petition an das Abgeordnetenhaus den entscheidenden Versuch zu machen, sich freie Bahn für ihre Bestrebungen zu schaffen. Er ist mißglückt, und niemand kann absehen, wann endlich unsern Töchtern der Zugang zu den Hörsälen ohne höhnepfeifliche Vorbehalten frei und unbehindert offen stehen wird. Diesen erschwerenden Vorbehalten legt jener Paragraph die Krone auf, durch welchen „nach Prüfung der Zeugnisse und Ausstellung des Erlaubnisbescheides durch den Herrn Rektor die Einwilligung der Professoren und Dozenten, deren Vorlesungen zu hören gewünscht wird, einzuholen ist“.

Man sollte doch meinen, daß die Einwilligung dieser Herren nach der Genehmigung der oberen Instanzen eine ganz selbstverständliche wäre. Was geschieht nun aber, wenn dieser oder jener von den Herren Dozenten die erbetene Erlaubnis verweigert, was bei der an der Berliner Universität noch immer vorherrschenden Stimmung, die eine starke Stütze an dem nun abgetreteten Rektor Professor Brummer fand, immerhin sehr wahrscheinlich ist? Hat doch selbst ein so hochstehender Gelehrter wie Hermann Grimm keine Kollegien den Damen ohne weiteres verschlossen, obwohl

gerade seine Gegenstände (literarische und kunsthistorische) ihnen interessant sein müßten! In die Zulassung zu den Vorlesungen in das Belieben der Dozenten gestellt, dann ist die ganze Verfügung des Herrn Ministers thatsächlich illusorisch. Nicht mit Unrecht hat der Abgeordnete Richter in jener Sitzung vom 24. Juni es für wünschenswert erklärt, die Namen derjenigen Professoren zu veröffentlichen, die den Damen den Zutritt zu den Vorlesungen verweigern.

Auf dem vorjährigen Kongress der Evangelisch-Sozialen in Stuttgart erhaltete der damalige Rektor der Universität, Herr Professor Adolf Wagner, Bericht über seine mit den Hörerinnen gemachten eifrentlichen Erfahrungen. Er betonte, daß irgend welche formellen oder materiellen Hindernisse sich seit der Teilnahme der Damen an den Vorlesungen in keiner Weise gezeigt hätten, „der Ton sei geradezu besser geworden“. Er würde es als eine Schande der deutschen Jugend bezeichnen, wenn die studierenden Damen irgendwie belästigt würden. Die Damen seien ganz besonders eifrig und fleißig. „Nach diesen Erfahrungen können wir sagen“, so schloß Professor Wagner seine bemerkenswerten Ausführungen, „es wird den Frauen der Besuch der Hochschulen erleichtert werden.“

Man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß diese erquickliche Ansicht die oben genannten Antragstellerinnen zu ihrer Petition bestimmt hat. Denn man dürfte in der That annehmen, daß diese kompetenten Ausführungen Wagners an den betreffenden Stellen Beachtung finden würden, daß die noch bestehenden Geschwernisse nach solchem Zeugnis fallen, daß besonders Wagners Nachfolger im Berliner Rektorat, Herr Professor Brummer, sich freundschaftlicher zu den berechtigten Ansprüchen der Damen stellen würde. Man dürfte wohl auch annehmen, daß das Parlament sich nun etwas näher mit diesen Dingen beschäftigen und jener Petition ein geneigtes Gehör schenken werde. Aber nichts von alledem geschah. Professor Brummer ging nicht auf die Anregung seines Amtsvorgängers ein, er verweigerte sogar dem Fräulein Langen einen Raum in der Universität zur Abhaltung eines Vortrags. Man darf hoffen, daß die am 3. August erfolgte Wahl des bekannten Professors Schmolke endlich einen Umstichung in diese unheilbaren Zustände bringen werde, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß er auf dem evangelisch-sozialen Kongress zu Erfurt erklärte, daß die Frau nicht in den Konfurrenzkampf mit den Männern gezwungen werden dürfe.

Nachdem das Abgeordnetenhaus die erwähnte Petition mindestens ebenso oberflächlich und belanglos behandelt hat, als der Reichstag in vorigen Frühjahre das Vereins- und Versammlungsrecht behandelte, wäre es doch endlich an der Zeit, daß unsere Parlamentarier mit mehr Wohlwollen und Unbefangenheit die Frauenfrage prüfen und den „berechtigten Kern“ von der Förderung voller Gleichberechtigung unterstehen möchten, die ja doch nur von einem kleinen Teile der Frauenrechtlerinnen geltend gemacht wird. Bei mißlich umhergehendem Verhalten könnten sie nicht dabei stehen bleiben, den geistig begabten und willensstarken Frauen, deren Sinn und Reizung der geistigen Arbeit zugewandt ist, ihren schon ohnehin schwierigen Weg durch künstliche Einseitigkeiten erschweren oder vertagen zu wollen. Darin muß in einem Kulturstaate die Frau dem Manne gleichstehen, daß sie sich in allen bilden und fördern darf, wozu Reizung und Begabung sie treibt, und von diesem Standpunkt, den schon Hanny Lewald vor etwa dreißig Jahren mutig und zugleich logisch zu vertreten wagte, müssen die erschwerenden Bestimmungen für das Frauenstudium an allen deutschen Hochschulen aufs eifrigste bekämpft werden. Darin man doch nicht vergessen, daß jene Frauen, die sich aus reinem, innerem Trieb dem Studium widmen und durch dies mutige Loslösen vom alten Herkommen sich mit den Ansehungen weiter Kreise in Gegenwart stellen, doch thatsächlich mehr Anerkennung und Wohlwollen zu beanspruchen haben als jene ungeschulten Töchter, die in trügeren Dahnsträumen, befohrt durch allerlei wohlfeile Lektüre, Manierpiel oder „Malen“ ihrer Tage müßig hindringen oder das „Bergäuglein am jenen Berge“ auf ihre Fahne geschrieben haben.

Man begegnet heutzutage häufig der Ansicht, daß eine ernste wissenschaftliche Ausbildung der Frauen in der Gegenwart leichter erworben werden könne als früher. Wir scheitern das nur in dem einen Sinne richtig, daß man jetzt mehr als früher Einrichtungen trifft, die solche Ausbildung begünstigen; im übrigen halte ich die geistige Bildung der Frauen jetzt für schwieriger als zu irgend einer andern Zeit. Das moderne bunte Leben erfaßt unsere junge weibliche Welt mit unvorstellbarer Gewalt; die Zunahme des bürgerlichen Wohlstandes lehrt mit jedem Tage neue Bedürfnisse kennen, der wachsende Luxus mit seinen unerrechenlichen Begleitererscheinungen drängt den Sinn für geistige Thätigkeit und geistigen Besitz mehr und mehr zurück. Unsere „im Zeichen des Verlehrs“ stehende Zeit weht mehr als je auf Ausflüge und Reizen hin; die Geisteskräfte mit ihren vielseitigen Abzweigungen und künstlerische Genüsse verschiedener Art locken ihr Recht, und in diesem lockenden, zerstreuten Tagelaben ist es nicht, stille Arbeit und zurückgezogenes Verweilen in die Welt des Geistes in ungeänderter Weise erschwert. Und auf der andern Seite bilden populäre wissenschaftliche Anregungen verschiedenster Art eine leichte Gelegenheit, sich mit einem wenn auch zeitweiligen Schwimmen von Kenntnissen und Bildung zu umfassen und auch dem geistig Tragen so viel Verdrängen für Tageserscheinungen

auf künstlerischem oder wissenschaftlichem Gebiet zu vermitteln, daß er sich mit leiblichen Ehren an unterm landläufigen Tageskonversation beteiligen kann. Die „überstänigste“ Halbgebildung ist eine hervorragende Eigenschaft unserer Zeit. Durch diese nicht wegzuleugnende Erscheinung begründet sich die Forderung ganz von selbst, daß die erstere strebende Frauen eine Möglichkeit beschaffen werde, sich durch eine straffere geistige Zucht und erstere Schulung aus dem verfluchenden Treiben der Gegenwart zu flüchten und ihrer nach geistiger Betätigung verlangenden Neugierde ein Feld zu eröffnen, wo sie unter Gleichstrebenden sich unter besten Bildungsbildung aneignen können, gleichviel, ob diese geistige Arbeit eine Vorbereitung zu einer Prüfung sein und praktische Zwecke verfolgen soll, oder ob sie als Selbstzweck angesehen wird.

Von diesem Gesichtspunkt hermit mir jene Bestimmung der Berliner Universität besonders hart, daß „Anmeldungsblätter nur benutzigen Frauen ausgeschrieben werden sollen, die sich auf eine Prüfung vorbereiten und zu dieser einen Nachweis über die gehörigen Vorlesungen zu liefern haben“. Da drängt sich doch die Frage auf, warum denn die mit der nachgewiesenen genügenden Vorbildung ausgerüstete Dame nicht lediglich zur Erweiterung ihrer allgemeinen Bildung und ihres geistigen Reichtums an der Berliner Hochschule Vorlesungen hören soll, die ein allgemeines Interesse für sie haben? Warum in aller Welt sollen ihr zum Beispiel Vorträge über Literatur, Geschichte, Rechtsgeschichte, Nationalökonomie und andre verwandte Mächte? Eine Furcht vor übergroßen Anbrange ist, wie ich bereits öfters darzulegen versucht habe, durchaus eitel — unsere deutschen Mädchen sind mit so festen Banden an Haus und Familie gebunden, daß nur ganz willensstarke Naturen mit ausgeprägter Begabung für geistige Arbeit vor Anspruch auf Zulassung zu den Studien erheben werden. Wenn jemand meinen sollte, daß die Zahl von 95 Hörerinnen, die im letzten Winter an der Berliner Universität Vorlesungen besuchten, doch eigentlich nicht mehr sein zu nennen ist, so muß daran erinnert werden, daß sich unter diesen Damen sehr viele Ausländerinnen befinden, die sich aus Rußland, Schweden, Dänemark, den Balkanstaaten und aus außer-europäischen Ländern hier zusammengedrängt haben. Die Zahl der deutschen studierenden Mädchen ist klein und wird voraussichtlich niemals wesentlich zunehmen. Diese wenigen Damen aber haben das Recht auf Achtung und Berücksichtigung ihres reinen, eifrigen Strebens. Denn ehe sie den endgültigen Entschluß eines wissenschaftlichen Berufes oder freier Geistesarbeit fassen, haben sie sich selbst sorgfältig geprüft und sich klar gemacht, daß diese Art von Thätigkeit von dem Wege der Weltende und des Lebensgenusses weit abführt und nicht nur ein bedeutendes Maß von Gedächtnis und geistiger Kraft erfordert, sondern auch ernste Resignation, die darauf gefaßt macht, ihr Streben verdammt zu sehen und mit den traditionellen Anschauungen der Menge über das wahre Wesen der Weiblichkeit in Gegenwart zu treten. Das alles haben sie wohl überlegt und in sich verarbeitet, und nun, da der entscheidende Schritt gegeben ist, legen sie sich pflichtig vor den Schranken solcher von oben herabkritischer Geistes diktieren und mit allen nur denkbaren Verlaufsleistungen geistigen Bestimmungen! Und die still gehäufte Hoffnung, daß diese Bestimmungen fallen, daß nach einer unbefangenen Aufstellung der vorliegenden Sachlage im Parlament eine wohlwollende Stimmung Platz greifen würde — sie ist einzuweisen in nichts verdammt. Aufre denken den Frauen und Männer werden den Verklüßel beklagen, wenn sie auch nichts an der Thatsache ändern können; einmütig aber können sie protestieren gegen die Behauptung des Regierungserretors, daß die Meinungen über die Zulassung der Frauen noch nicht gefaßt seien. Wer die Sachen kennt und unbefangenen urteilt, weiß das Gegenteil. Auch die entragierten Feinde des Frauenstudiums haben nicht behaupten können, daß die bisher gemachten Erfahrungen ungenügend seien.

Die vor kurzen veröffentlichte Verordnung, bezüglich der Zulassung von Frauen als Hörerinnen der philosophischen Fakultäten an den österreichischen Universitäten, dazum nicht den besten engen Geist der preussischen Bestimmungen, wenn sie auch nicht als ganz einwandfrei zu bezeichnen ist. Sie bietet aber gegen unredliche Abneigungen insofern eine gewisse Barriere, als von dem Defekt der philosophischen Fakultät, dem die Annahmen überlegen sind, im Anwendungsfalle an den Minister appelliert werden darf. Der österreichische Unterrichtsminister ist aber ein der Frauenfrage durchaus wohlgesinnter Mann.

Unsern intelligenten und willenskräftigen Frauen bleibt nichts anderes übrig, als durch Zusammenklopfen und gemeinsame maßvolle Thätigkeit in Vereinen, Versammlungen und Besuche die Freigebung des Frauenstudiums vorzubereiten und sich durch die gemachte trübe Erfahrung einerseits nicht entmutigen zu lassen, andererseits sich aber nicht in ihrer leicht verführlichen Bestimmung zu bitteren oder aggressiven Remonstrationen hinreißen zu lassen. Wie sich die Gynnasialfurcht für Mädchen trotz allen Widerstandes eingeführt und als notwendige Einrichtung festgesetzt haben, so ist auch die Freigebung des Frauenstudiums an untern Universitäten eine mit voller Sicherheit zu erwartende Thatsache — immer vorausgesetzt, daß die Damen sich von dem oben gerügten prozedatorischen Verhalten und von groben taktischen Fehlern



Schloß Lötis.



Alte Burg bei Schloß Lötis.

Nach Aufnahmen von Holphotograph Gedigi in Budapest.

frei zu halten wissen. Bisher waltete noch bei vielen die durchaus irrige Meinung vor, daß diejenigen Männer die wahren Freunde der Frauenbewegung wären, die den extravagantesten Forderungen und Aspirationen zustimmen oder dieselben sogar anregen. Nur das aber sind wahre Freunde, die in maßvoller und überzeugender Weise die logisch und ethisch berechtigten Forderungen der Frauen zu stützen und für dieselben einzutreten Willen und Veranlassung haben. Unter keinen Umständen darf man sich der Illusion hingeben, als sei bereits alles in die rechten Geleise gebracht, als werde die Bewegung in „naturgemäßer“ geänderter Entwicklung von selber fortschreiten und zu den erwünschten Zielen führen. Denn die große Schwierigkeit liegt eben in der sicheren Feststellung dieser Ziele, über die die Meinungen noch sehr auseinandergehen und daher durch fortgesetzte, auf hinreichender Sachkenntnis und Unbefangenheit ruhende Diskussion erst abgeklärt werden müssen. Selbst gründlich gebildete, in hochgeleitete Männer haben sich über die Bedeutung und Tragweite der Frauenbewegung noch kein Urteil gebildet. Dafür nur ein Beispiel.

Vor einiger Zeit las ich in der „Deutschen Rundschau“ einen kurzen, mit H. G. gezeichneten Bericht über einige kleinere, auf die Frauenfrage bezügliche Schriften von Helene Lange. Nach der stilistischen Manier und bei seiner scharfen Mitarbeiterschaft an der „Rundschau“ werde ich wohl nicht fehlgehen, wenn ich H. G. mit Herrn Professor Hermann Grimm identifiziere. Da fiel mir zunächst der Satz auf: „daß es noch immer leicht sei, sich diese Bewegung (der Frauen) mit einem kräftigen Achselzucken vom Leibe zu halten“. Er erkennt mit einigen vornehm-süßlichen Worten der Bewegung eine gewisse Berechtigung zu, fügt aber, als ob diese großartige Konzeption ihm schon leid wäre, zugleich einwandend hinzu: „daß diese sogenannte Frauenbewegung noch nicht zu der Stärke gediehen sei, daß ein Mann gezwungen wäre, Stellung zu ihr zu nehmen.“ Wäre das richtig, so müßte er zunächst die Besprechung von Schriften unterlassen, die eine genaue Kenntnis des Standes der Frauenfrage erfordern, keine Äußerungen beweisen aber völlige Unkenntnis. Er meint zum Beispiel, daß „es sich eigentlich nur um die Frage handle, wie weit Frauen als Kerne und Lehrherren weiblicher Jünglinge ein Recht darauf haben, die Unterweisung höherer Art (Umkehrung für Universitätsstudien) für sich in Anspruch zu nehmen.“ Na, wenn die Sache so einfach läge! Aber auch der flüchtigste Blick in die programmatischen Schriften der Reformierinnen müßte ihn belehren, daß mit der Erbsließung dieser beiden Periodik die Forderungen der vorgezeichneten Führerinnen durchaus nicht befriedigt sind, daß die Wünsche sehr viel weiter gehen, daß es mit einem Worte auf eine bedingungslose Konfusion mit dem Manne überhaupt abgesehen ist. Auf dem Brüsseler Kongress ist ganz unumwunden der Zutritt zu den höchsten Staatsämtern gefordert worden. Wie sehr H. G. diese weitgehenden Ansprüche verkennt, geht schon daraus hervor, daß er meint, „die Frauen arbeiten als Kerne und Lehrherren am liebsten unter männlicher Direction“. Er mag doch nur — dieser Vorschlag ist gewiß billig — die Dame, deren Schriften er beurteilt, fragen, ob sie „am liebsten unter männlicher Direction arbeitet“? Er wird von ihr erfahren, daß das nicht der Fall ist. Am Schluß seines Referats sagt H. G. folgendes: „Die Frauen werden nie aufhören, das schwächere Geschlecht zu sein. Auch nie den Wunsch haben, diese Stellung einzubüßen. Was sie fordern, läßt sich sehr wohl überleben und, scheint uns, heute bereits ohne viel Bedenken erledigen.“ Jeder Satz ein Jertum! Die edlen und gerechten Reformierinnen wollen nun einmal von einer Unterordnung ihres Geschlechts nicht das mindeste wissen, und, worauf es hier am meisten

ankommt, ihre Forderungen sind keineswegs so leicht zu übersehen. Wir nehmen nur einen Punkt heraus: die aktive Teilnahme am politischen Leben, das Wahlrecht. Gewiß giebt es viele einflussvolle Frauen, die zu ihrem eigenen Glück nichts davon wissen wollen, aber es giebt auch viele, welche das Wahlrecht als ein Hauptziel der Frauenbewegung ansehen und eben als ihren Feind betrachten, der es ihnen nicht einräumt. Als ich vor einiger Zeit in der „M. Allg. Zeitung“ jene politischen Aspirationen der Frauen in maßvoller Form behandelte und darzulegen veruchte, daß sie für Haus, Familie und öffentliches Leben nur von unheilvoller Wirkung sein könnten, da bin ich mit polemischen Zuschriften von „jatter Hand“ überflutet worden, die den Reiz und Adel echter Weiblichkeit oft hart vermissen ließen. Den besonnenen Freund der Frauenbewegung werden solche Vorwürfe nicht verstimmen, er nimmt sie hin als die notwendigen, jedem organischen Wachstumsprozesse anhaftenden

im bürgerlichen Recht und die Erweiterung der bürgerlichen Berufsarten der Frauen.

### Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin.

Die deutsche Kriegsslotte ist von einem schweren Unfall betroffen worden, zu dessen beklagenswerten Opfern auch ein junger Fürstentum gehört, der, erst im Anfang seiner maritimen Laufbahn stehend, zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte. Bei einem heftigen Sturm, der am Morgen des 22. September wüthete, kam auf der See bei Cuxhaven das Torpedoboot S. 26 zum Kentern, und mit sieben Mann der Besatzung fand auch der Kommandant, Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, seinen Tod in den Fluten.

Der Vereingte, geboren am 3. April 1871, war der erste Sohn aus der dritten Ehe des Großherzogs Friedrich Franz II.; seine Mutter ist die Großherzogin Marie, geborene Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt. Der Herzog war also ein Halbbruder des am 10. April dieses Jahres verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz III. wie des gegenwärtigen Regenten, Herzogs Johann Albrecht, und ein Onkel des noch amtierenden Großherzogs Friedrich Franz IV. Seit dem Tode, da er kein zwölftes Lebensjahr vollendet, 5. April 1883, wurde der Herzog in den Fluten der kaiserlichen Marine geführt, und im Frühjahr 1888 trat er in den aktiven Dienst; Anfangs 1893 wurde er zum Lieutenant zur See befördert. Im Landheere nahm der Herzog den Rang eines Premierlieutenants à la suite des 2. Mecklenburgischen Dragonerregiments Nr. 18 ein.



Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin.

Uebergangserscheinungen und bleibt mit seinem Räte nicht zurück, wenn kritische Zeiten die gesunde Entwicklung zu hemmen scheinen. Ich glaube, daß für die weiteren Fortschritte der Frauenbewegung eine solche kritische Zeit gekommen ist, die alle besonnenen Frauen und wohlwollenden Männer auffordert, zusammenzutreten und mit ruhiger Energie an der Weiterführung des Rades fortzuarbeiten. Wenn ich von Fehlen in der eingeschlagenen Falschsprache, so verleihe ich unter diesen Fehlen auch die Mängel in der Wahl der Thematika, die auf den Kongressen und sonstigen Vereinigungen zur Diskussion gestellt werden. Jede verunsichernde Aspiration, jede Forderung, für die die bisherige Propaganda keine genügende Vorbereitung gegeben hat, mit der sich also das Volksbewusstsein noch nicht befreundet hat, und vor allem — jede Revolution muß sorgsam vermieden werden. Die Zeit der großen Worte und flammenden Proteste hat die hofften Früchte nicht gezeitigt. Das Schicksal der unehelichen Mütter und unehelichen Kinder und die Anwartschaft auf die höchsten Staatsstellen, Thematika, die auf der Brüsseler Versammlung eingehend behandelt wurden, sind aus tatsächlichen Gründen so lange zurückzubehalten, bis die ersten notwendigen Forderungen, mit denen sich jeder Gebildete befreundet hat, zur Bewirkung gelangt sind. Dazu rechnen wir in erster Linie die Freigabe des Studiums, die Mündigstellung der Frau

### In unsern Bildern.

Aus den großen Kaisermandorlen bei Lötis in Ungarn führen wir nach einer photographischen Momentaufnahme jene Szene vor, da die beiden Monarchen auf dem Paradebette den Anmarsch der Truppen erwarteten. Kaiser Wilhelm II. trägt die Oberstenuniform seines 7. ungarischen Husarenregiments. Den beiden Herrschern gegenüber hält Feldmarschall-Lieutenant Parmanow, Kommandeur der 32. Infanteriebrigade. Weiterhin bringen wir Ansichten des Schlosses Lötis, in dessen oberem Stockwerk die Monarchen während der Mandorlen-Tournee genannt hatten. Kaiser Franz Joseph benutzte den Achter, Kaiser Wilhelm den linken, nach der Gartenfront gerichteten Flügel. Die romantische, von Wassergräben umgebene alte Burg diente dem militärischen Besuche zur Wohnung. Das Schloss ist Eigentum des Majoratsbesizers von Lötis, Grafen Osterhagen, und reich an geschichtlichen Denkmälern.

Wielandsohl rückt die Gemitterung des Gemäldes von Paul Brädel vor Augen: „Abtrieb der Schafe auf der Aniel Man“. Das weitenrauschende Bild in der trübten See wird häufig von jäh heraufstehenden Stürmen heimgesucht, und sie vor der Unbill eines solchen zu schützen, wird häufig die Schafherde, vom treuen Spitz geleitet, heimgesucht.

Seine Meisterhand in der Behandlung antiker Motive bezeugt H. Siemradzki auch in seinem Gemälde „Aus dem alten Hellas“. Der Künstler verleiht uns in ein vornehmes Haus. Das Bildchen, das das erfindende Bad bereits hinter sich hat, recht sich wohl auf dem Estrich, während sein Schwefelbad nach der erdenden Hand der Mutter stillhalten muß und die Dienerin das feuchte Tünnchen zum Trocknen ausbreitet.

Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird freiesrechtlich gestattet. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schöberl in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Preis und Sendungen nach: In die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennote — zu richten.



→ Aus Zeit und Leben. ←

Der große Preis von Wien.  
(Internationales Radrennen.)

Nach Aufnahmen des sportphotographischen Vereins A. Huber in Wien.

Am Sonntag den 12. September wurde in den auf drei Tage bemessenen internationalen Radrennen um den „Großen Preis von Wien“ der Entscheidungslauf (2000 Meter) gefahren. Eine nach vielen Tausenden zählende Zuschauermenge hatte sich zu dem großartigen sportlichen Schauspiel eingefunden, das sicherlich in nichts dem „grand prix de Paris“ nachstand. Glücklicherweise blieb das Wetter dem Unternehmen hold; die schweren grauen Wolken, die das Firmament bedeckten, sandten den gefährlichen Platzregen nicht.

Als erster ging der Belgier Protin über das Band, ihm folgten der Franzose Koffam als zweiter, der Italiener Pasini als dritter



Protin (I. Preis).

und endlich Jules Fischer, wieder ein Belgier, als vierter.

Protin, dessen Sieg übrigens nahezu einstimmig vorausgesetzt wurde, gewann somit den „Großen Preis von Wien“, der in einem Barbetrage von 2000 Kronen und einer goldenen Medaille bestand.

Außer dem großen Preise gab es noch eine Anzahl kleinerer Preise, so daß von den beteiligten neununddreißig Rennfahrern bloß neun leer ausgingen. Unter den letzteren befand sich der Holländer Jaap Eden, dessen Leistungsfähigkeit nahe an die Protins heranreicht, der aber infolge eines bösen Rückenfalls an dem Schlachtereien nicht teilnehmen konnte.

Den Veranstalter dieses Rennens gebührt das Verdienst, Wien zu einer vornehmen Pflegestätte des Radfahrports emporgehoben zu haben.



Koffam (II. Preis).



Pasini (III. Preis).



Fischer (IV. Preis).



Am Start zum Damenpreis.



Schach. (Bezeichnet von E. Schallopp.)

Partie Nr. 1.

Tisch internationale Vorgabepartie wurde im Juli dieses Jahres in Berlin gespielt.

Wiener Partie.

Table with 2 columns: White moves (Schwarz) and Black moves (Weiß). Moves include e2-e4, d5-d4, c3-c4, etc.

1) Schwarz macht ab, um die Angriffsmittel des Gegners zu schwächen, vorzuziehen sind mit geringeren Risiken sehr ausgiebige Vorzüge.

2) Los-G über g4 verhindert den Sprung.

3) Die Kachabe ist wehrlos. Das-d4 nicht eintreten Rochade und f7-f6 ist eine weit bessere Fortsetzung.

4) Natürlich nicht Los-g4 wegen D. LdxXG7 (Kg8xh7 11. Sd1-g5f7), wenn diese 10. Sd1-g5, 11. LdxXG5 12. Ld4-g5 g4-g5 mit diesem Spiel.

5) Die Opfer wurde Schwarz nicht annehmen, sondern würde sich jetzt noch Dd5-e4 ziehen.

6) Heberhand und andere altpopuläre, dabei durchaus furcht und entsetzlich. Die folgenden Züge sind Schwarz das erzwungen.

7) Weiß Kf7-g6, in Staat in zwei Zügen nach 12. Dd5-h5, 13. Th1-f1 und 15. Dd5-e2.

8) Am besten. Mit Los-f6 folgt 14. g3-g4 15. g5-g6 16. g7-g8 auf 13. ... Dd5-e2 beginnt 14. Dd5-h5 Kg8-f7 17. g5-g6 Kf7Xg6 18. Dd5-h5 matt.

9) Schwarz macht nun, um den Staat zu entgehen, einen Offizier nach dem andern wieder heranzuziehen. Auf Td5-f6 folgt das Matt der Annahme 9. auf LdxXG5 wegen 15. g4-g5 f6 Ld6-e6 16. e6-e7 LdxXG6 17. LdxXG5 Dd6-e7 18. Dd5-h5 Kg8-f7 19. Th1-f1.

10) Erster Ld7-g5 16. Dd5-h5 Kg8-f7 17. Th1-f1 Ld5-f6 18. Dd5-h5.

11) Nicht durch 17. Dd5-e2.

12) Auch bei Dd5-f6 17. Dd5-e2 Df6-g7 18. Th1-h6 Kg8Xh7 19. Dd6-f7 Ld7Xg6 20. Df7-f8 Kf8-h7 21. Df8-e8 mit 20d6 gezogen.

Auflösung der Aufgabe 3. Von Georg Eberthaus in Prag. 2. Jahrg.



Weiß zieht an und legt mit dem dritten Zuge matt.

Schachbriefwechsel.

Sie betrachten, daß in Nr. 37, wie von einem Erben aus dem Vaterlande ausgestellt wurde, nicht auf Ld6-e7, sondern auf Ld6-e8, sondern jedoch auf Ld6-e7, sondern 2. TdXG2 von Sd4 f6, weil die ersten 3 Züge 18. und 2. Td3-h4 notwendig; auf letzteren aber Sd4-h4 auf 2. ... e6-e5, 3. Nr. 38 f6-f7 auf 1. ... Kd1-d5 neben 2. Dg8-d7, auch 2. e2-e3 (nicht 2. e2-e4) ganz matt.

Dr. J. E. H. in Schallhau. Sie teilen mit mir, daß Sie auch in Nr. 32 und 33 die richtigen Lösungen eingesehen haben. Guten wie Sie nicht auf 18. e6-e5, sondern auf 18. e6-e7, sondern die betreffenden Züge nicht gegenseitig. Im November können wir das nicht mehr ändern.

3. Nr. 18. e6-e5, 3. Nr. 38 f6-f7 auf 1. ... Kd1-d5 neben 2. Dg8-d7, auch 2. e2-e3 (nicht 2. e2-e4) ganz matt.

Wichtige Mitteilungen: Teilhaber R. Wagner in Chemnitz (Stammzahl in 31, 35, 37, 38, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100).

Litteratur.

Unter den literarischen und künstlerischen Grenzgebieten, die dem im nächsten Jahre bevorstehenden fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers Friedrich von Österreich gewidmet sind, nimmt das Buchwerk „Unser Monarchie“ einen hervorragenden Rang ein. Es ist eine in der Tat eine große Leistung, die den historischen Fortschritt, den die Monarchie in der letzten Zeit gemacht hat, und den für die Zukunft in Aussicht genommene Fortschritte, die die Monarchie in der Zukunft zu machen hat, in einer Weise darstellt, die für die Monarchie in der Zukunft ein Vorbild sein wird.

Schwarze Seidenstoffe. Adolph Grieder & Co., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz). bühnen Färbung mit Garantierte für gutes Tragen und Haltbarkeit.

CHOCOLAT MENIER. Die Grösste Fabrik der Welt. 50,000 Kilos. Zu haben in allen Speiserei-DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien.

Zauber-Rupferfisch. 1000 alte Reichsmarken, neu, 200 neu. Dr. Majert's MIGROL PATENT. Bewährt u. ungeschädigt.

Trocken Henkell Sekt. Die beste Unterhaltung. Ist das Musizieren, Instrumente sollte diese Kunst zu pflegen machen.

Fettleibige Magere. erhalten in Form, aber vollere, kein Mund von G. Mühlrad, Altona, Elbe 2.

Fleischsolution. her Dr. Mirus'schen Hofapotheke H. STÜTZ. - Jena - hat leicht verdautliche Nahrungsmittel für Magen- und Darmkrankheiten.

Excelsior-Pneumatic. HANNOVERSCHE GUMMI-KAMM-CO. ACT. GES., HANNOVER. ist und bleibt der Beste.

van Houtens Cacao. Seiner Güte und Reinheit verdankt er seinen Weltruf und seinen enormen Absatz.

Uhren. Silberne Remontoir, Goldene Damen-Remontoir, Regulatore, Goldwaren, Alfenide etc. L. J. Römer, Hamburg.

Preciosa Violette. ED. PINAUD PARIS. Gegen Blutmangel. München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Henkell Sekt. Henkell & Co., Mainz. HENKELL SEKT. Henkell & Co., Mainz.